

## Rezensionen

WERNER ABRAHAM / ELISABETH LEISS (Hg.) (2013): *Dialektologie in neuem Gewand. Zu Mikro-/Varietätenlinguistik, Sprachenvergleich und Universalgrammatik*. Hamburg: Buske. 272 S. (Linguistische Berichte. Sonderheft 19). € 49,90<sup>1</sup>

Der kleine Band beinhaltet zehn Aufsätze zur Variationslinguistik mit Fokus auf die Wechselbeziehungen zwischen Sprachvarietäten und der Universalgrammatik (UG). Dialektologie im näheren Sinne, das heißt Dialektgeographie, ist auch vertreten, und zwar in den Arbeiten von SCHALLERT, DE VOGELAER / KLOM, und WEISS (siehe unten). Die Aufsätze stammen von einer von den Herausgebern organisierten Tagung, die vor allem syntaktische Themen in der Variationslinguistik problematisierte („Zur Einleitung“, S. 8).

Der Titel des Buches suggeriert, dass eine neue Konzeption von Dialektologie im Buch zentral sei, aber die meisten Dialektologen werden überrascht sein, eine Reihe Aufsätze zu lesen, in denen zentrale Themen der Dialektologie – wie zum Beispiel die geographische Verteilung von Varianten – selten erwähnt werden. Dafür findet man andere Beiträge, deren Relevanz für die Dialektologie eminent ist. Beginnen wir mit den drei Aufsätzen, bei denen die Verbindung zur Dialektologie konkret ist.

OLIVER SCHALLERTS Aufsatz „Infinitivprominenz in deutschen Dialekten“ zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass er der erste in einem Band über Dialektologie ist, in dem eine Karte erscheint (auf S. 106)! Sein Thema ist die Syntax von Infinitivkomplementen, wie „Es fing zu regnen an“. Er betrachtet in verschiedenen Dialekten die Prominenz von Infinitiven in einer Varietät. Dabei operationalisiert er Prominenz durch die Vergabe von Punkten je nach Kontext. So erhält ein Verbum im Infinitiv etwas mehr Punkte, wenn es in einem Kontext auftritt, in dem es obligatorisch ist, und etwas weniger, wenn es als „markiert“ angesehen wird (MAYERTHALER / FLIEDL / WINKLER 1993). SCHALLERT sucht ähnliche Dialekte mittels eines Clusteringverfahrens, vermutlich aufgrund der Übereinstimmung der Punkte in der Liste der Kontexte (und nicht aufgrund des totalen Infinitivprominenzmaßes), und dies lässt vermuten, dass sich manche Kontexte nicht zufällig ähnlich sind, das heißt Strukturen aufzeigen. Er ergänzt diesen (einfachen) quantitativen Blick auf die Variation in mehreren Dialekten mit einer qualitativen Diskussion der Infinitivkonstruktion(en) aufgrund der theoretischen Literatur und betrachtet dabei unter anderem, ob die Konstruktionen mit oder ohne *zu* gestaltet werden, ob sie Anhebungs- oder Kontrollkonstruktionen sind und ob sie kohärente VPs bilden (also extrapronierbar sind). Diese Arbeit lässt das Potential der engeren Zusammenarbeit zwischen Dialektologie und Grammatiktheorie in Andeutung erkennbar werden.

GUNTER DE VOGELAER und JAN KLOM bieten eine selbstständige Einführung in die Forschungslinie der Mikrovariation und ihrer Beziehung zur Dialektologie in „Mikrovariation beim Erwerb des niederländischen Genussytems“, wobei sie eine Verbindung herstellen zwischen der internalisierten Sprache der CHOMSKY'schen Theorie und der sehr individuellen Sprachfähigkeit, die manchmal in der modernen Soziolinguistikforschung problematisiert wird, wo man immer zwischen verschiedenen sprachlichen Identitäten wählen darf. Die Autoren bemerken diesbezüglich, dass sie sich dadurch weniger dem generativen Paradigma verpflichtet fühlen, wo individuelle Variation stets auf mehrere internalisierte Grammatiken zurückzuführen sei. Das Hauptthema des Aufsatzes ist aber, wie Kinder das niederländische Genussystem lernen, besonders dort, wo die Dialekte die alten drei Genera in Substantiven noch zeigen – Maskulinum, Femininum

<sup>1</sup> Ich danke Dr. TOBIAS STRECK, Freiburg, und Prof. Dr. WERNER ABRAHAM, München, für Diskussion über diese Rezension. Es erübrigt sich vielleicht nicht ganz, hinzuzufügen, dass dies nicht bedeutet, dass sie mit dem Inhalt einverstanden sind.

und Neutrum, während andere (und auch die Standardsprache) nur zwei haben, Neutrum und Nicht-Neutrum. Das Zwei-Genera-System ist im Standardniederländischen etabliert und steigt bei den Dialekten in der Popularität. Dies geht selbstverständlich zu Lasten des Systems mit drei Genera. Kinder brauchen länger, um Genus im Niederländischen zu lernen. DE VOGELAER / KLOM können zudem zeigen, dass Kinder immer stärker dazu tendieren, Genus aufgrund semantischer Eigenschaften zu realisieren, nämlich aufgrund des Individuierungsgrades (*mass* vs. *count nouns*). Zum Schluss führen die Autoren an, dass die Genera nur im Zusammenhang mit schwachen Artikeln (*een* und andere) überhaupt wahrnehmbar sind, was sie zu der Schlussfolgerung führt, dass die Erklärung sowohl auf grammatiktheoretischen als auch auf dialektologischen Annahmen beruht. Nur dieser Artikel erwähnt übrigens WEINREICH (1954), eine Arbeit, die für das ganze Unternehmen des Buches zentral sein müsste.

„UG und syntaktische Mikrovariation“ von HELMUT WEISS bietet unter anderem eine knappe Zusammenfassung des Forschungsprogramms der generativen Mikrovariation, in der er mit einfachen Argumenten einige der üblichen Beschwerden gegen dieses Programm aus der Welt schafft. Zur individuellen Variation sagt er zum Beispiel, dass diese immer auf zwei Grammatiken beim Individuum zurückgeht („*Double Base Hypothesis*“), wozu man auch DE VOGELAER / KLOM vergleichen kann. Er skizziert dann Ergebnisse insbesondere zu Pronomenreihenfolgen im Mittelfeld aus dem DFG-Projekt „Syntax hessischer Dialekte“. Ein Vergleich mit statistischen Modellen zur Wortfolge wäre sicher ein weiterer interessanter Versuch (BRESNAN et al. 2007). Der Aufsatztitel wirft eine Frage auf, die von großer Relevanz für das ganze Buch ist: wie lassen sich diese Arbeiten betrachten, wenn sich herausstellen sollte, dass die UG relativ dünn sei, wie EVANS / LEVINSON (2009) unter anderem behaupten? Vielleicht wären oben erwähnte statistische Alternativmodelle interessant. Störend fand ich übrigens die Notation im Aufsatz: WEISS schreibt „A>B“, nicht mit der Bedeutung, dass A auf B folgt, sondern im Gegenteil, dass A vor B steht. Hier würde ich lieber das ikonische A<B mit dem mathematischen „vor“ („<“) lesen. Insgesamt handelt es sich aber um einen sehr gelungenen Aufsatz, den man mit Gewinn sorgfältig lesen kann.

Zwei Aufsätze von WERNER ABRAHAM problematisieren den Bezug der Dialektologie zur Grammatiktheorie, wobei sie sich vor allem auf der Meta-Ebene bewegen. Wie man es von ihm erwarten kann, sind es stimulierende, eigentlich provozierende Beiträge. ABRAHAM spannt den Bogen gleich sehr weit im ersten Aufsatz des Buches, in dem er ältere und jüngere Ideen zu Variation und Sprachwandel wissenschaftstheoretisch kontrastiert, in „Philologische Dialektologie und moderne Mikrovarietätsforschung. Zum Begriff des Erklärstatus in Syn- und Diachronie.“ ABRAHAM wirft der „philologischen Dialektologie“ vor, sie kümmere sich zu wenig um die Erklärung historischen Wandels. Sein Fokus liegt dabei auf der Frage, warum im Zimbrischen die Pronomen enklitisch an Verben auftreten (wie auch sonst im deutschsprachigen Raum), und nicht proklitisch, obwohl der Kontakt zum proklitischen Italienischen massiv gewesen ist. Der Autor bietet dann eine strukturelle Erklärung, warum Proklisis bei V2-Sprachen weniger passt. Die Idee ist einleuchtend, denn die reduzierten Pronomina würden andere Elemente aus dem Vorfeld verdrängen. Natürlich gibt es auch die SOV-Stellung im Deutschen, und auch die Verb-Erst-Stellung (zum Beispiel bei Fragen), aber der Autor spekuliert nicht darüber, ob diese als erste Proklisis aufweisen werden. Obwohl es keine notwendige Komponente seiner Erklärung zu sein scheint, schlägt er vor, dass die Änderung über Generationen stattfinden müsste, also „kindbasiert“ auf die Art und Weise, die CROFT (2000, Kap. 3.2.) stichhaltig kritisiert. Weiter ist sich ABRAHAM dessen bewusst, dass sich die meisten Merkmale nicht ändern (dies nennt er „Trägheit“). Deswegen bespricht er vielleicht auch nicht das Englische, das längst keine V2-Sprache mehr ist, aber ähnliche reduzierte enklitische Pronomina aufweist wie das Deutsche. Es ist natürlich gewagt, nach Erklärungen für Nicht-Änderungen zu fragen, zumal es in der diachronen Sprachwissenschaft als axiomatisch gilt, dass die Evidenz für historische Verwandtschaft ausschließlich in geteilten Innovationen liegt (und somit nicht in Nicht-Innovationen). ABRAHAM äußert sich hierzu nicht, aber die Frage ist interessant, und sie taucht auch bei solcher Forschung wieder auf, die Sprachwandel zu simulieren versucht (STRIK 2014, 206). Man vermisst auch eine Diskussion über die Tragweite der Erklärung. Moderne Ansätze in historischer Linguistik und Dialektologie gehen

oft von einer größeren Stichprobe aus (NAKLEH / RINGE / WARNOW 2005; NERBONNE 2009). Was hat dann die Erklärung von e i n e m einzigen Merkmal für einen variationslinguistischen Status?

ABRAHAM'S zweiter Aufsatz „Dialect as a spoken-only medium“ schließt das Buch. Er schlägt hier vor, dass Dialekte „ohne Unterstützung der Schrift“ eine unabhängige Sicht auf Sprachverarbeitung erlauben, weil in mündlicher Sprache der mentale Arbeitsspeicher (Kurzzeitgedächtnis) die wichtige Rolle spielt, die ihm naturgemäß zusteht. Er verbindet dies mit der These, dass man kopfinitiale Strukturen grundsätzlich leichter verarbeiten könne (als kopffinale), weil der Kopf Auskünfte über grammatikalische Ergänzungen enthalte, die dann zeitlich darauf folgen. Umgekehrt ginge dies nicht. Er skizziert, wie manche süddeutsche Strukturen deswegen leichter zu verarbeiten sein müssten, und spekuliert, dass schwer zu verarbeitende Elemente wenig Überlebenschancen in gesprochener Sprache haben, und deswegen im Laufe der Evolution verschwinden müssten. Der Aufsatz ist ein Denkvorstoß, in dem vieles offen bleibt. Es ist allgemein akzeptiert, dass die Schrift die (gesprochene) Sprache und auch die Sprachstruktur beeinflusst (BOLINGER / JONES 1980; BIBER / GRAY 2011). ABRAHAM weiß sicher auch, dass man Dialekte verschriftet findet, von alten Manuskripten (BENSKIN / LAING 1981) bis hin zu Twitter (EISENSTEIN et al. 2014). ABRAHAM erhebt die Mündlichkeit sogar zum „Wesen“ des Dialekts (S. 248), lässt dadurch aber die Frage offen, ob nicht-geschriebene Varietäten nicht oft unter dem Einfluss geschriebener Standardsprachen stehen. Er diskutiert nicht, ob moderne europäische Dialekte (insbesondere die deutschen), die alle neben geschriebenen Standardsprachen in Ländern praktisch ohne Analphabetentum funktionieren, doch nicht durch deren Strukturen beeinflusst werden, wie explizit in der Diskussion der sogenannten Regiolekte behauptet wird (AUER / HINSKENS 1996). Was die Spekulation der Kopf-Komplement-Richtung auf Verarbeitung betrifft, gehen Parsing-Spezialisten seit Jahren davon aus, dass Selektion bi-lexikal (bidirektional) ist (das heißt, dass ein Verbum wie *trinken* ein Objekt mit Kopf *Milch* „sucht“, aber auch umgekehrt, dass das Objekt auch seinen Kopf „sucht“, EISNER / SATTA 1999). Natürlich behaupten diese Experten nicht, dass Selektion in der minimalen theoretischen Grammatik in zwei Richtungen funktioniert, aber wohl dass die Verarbeitung von der statistischen Abhängigkeit des verbalen Kopfes vom NP Argument profitieren kann.

Bei anderen Arbeiten bleibt der Bezug zur Dialektologie sehr implizit. Oft werden Daten aus Dialekten wohl analysiert, aber die Dialekte werden isoliert betrachtet, nicht im Vergleich zueinander, und die geographischen (bzw. sozialen) Einflüsse auf die Variation und die daraus resultierenden Verteilungen der Varianten werden außer Acht gelassen. Es bleibt selbstverständlich immer ein impliziter Bezug zur Dialektologie, und zwar, dass die Grammatiktheorie Einschränkungen über mögliche Variationen auferlegt, dessen sich die Dialektologie bewusst sein sollte. Dies gilt besonders für quantitative Verfahren, die Gefahr laufen, dass korrelierende Elemente als statistisch unabhängig behandelt werden, wo die Typologie (oder Universalgrammatik) zeigen könnte, dass sie es nicht sind (vergleiche hierzu NERBONNE 2007).

Diese anderen Aufsätze sind von guter bis sehr guter Qualität, nur werden die meisten ZDL-Leser den unmittelbaren Bezug zur Dialektologie nicht sehen, denn es gibt ihn nicht. Die Aufsätze sind grammatiktheoretisch motiviert, und sollten als solche gelesen und bewertet werden. Sie illustrieren aber, wie reich die Variation in Dialekten ist, und wie wertvoll es für die theoretische Grammatik ist, sie im Auge zu behalten.

JOSEF BAYER fasst in „Klitisierung, Reanalyse und die Lizenzierung von Nullformen“ seine Arbeiten zu flektierten Komplementierern knapp, bescheiden (alles „bewegt sich in großer Distanz zu syntaktischen Phänomenen mit Universalanspruch“) und übersichtlich zusammen, wobei er der Forschung den großen Gefallen tut, die Annahmen herauszuarbeiten, die für die Beschreibung des Phänomens nötig sind. Seinen Ausgangspunkt bildet die Frage, wie es mit der Zuordnung von thematischen Rollen weiter geht, nachdem ein Klitikon zum Affix geworden ist, das keine thematische Rolle spielen kann. Das Buch lohnt sich schon allein wegen dieses Aufsatzes!

ERMENEGILDO BIDESE, ANDREA PADOVAN und ALESSANDRA TOMASELLI präsentieren in „Bilingual Competence, Complementizer Selection and Mood in Cimbrian“ ein mögliches Gegenbeispiel zur These ABRAHAM'S, dass „es [syntaktischen? J. N.] Sprachwandel unter Sprachkontakt bloß dort gibt, wo solcher Wandel auch autonom stattfinden hätte können“ (S. 16). Sie analysieren

die Konjunktionen im Zimbrischen. Eine Konjunktion *ke* (< ital. *che*) regiert finite Verben im eingebetteten Satz unter der Bedingung, dass die Verben im Konjunktiv auftreten, und dies wäre aus der eigenen (germanischen) Struktur nicht zu erwarten. Die Autoren plädieren trotzdem für eine nur eingeschränkte Rolle des Kontakts, ganz im Sinne ABRAHAM'S.

Der Aufsatz „Limits of Syntactic Variation and Universal Grammar“ von FEDERICA COGNOLA ist aus mehreren Gründen interessant. Erstens betrachtet die Autorin Satzstrukturen im Mòcheno, einer deutschen Varietät, die in Norditalien gesprochen wird, in der das finite Verbum nicht immer an zweiter Stelle (in Hauptsätzen) stehen muss. „Der Mario gester hot a puach ... (‘Mario gestern hat ein Buch’ ...)“ ist ohne weiteres wohlgeformt, aber auch „Gester hot der Mario kaft a puach (‘Gestern hat Mario gekauft ein Buch’)“. Die Autorin zeigt überzeugend, dass das, was zunächst als optionale Abweichung von V2 aussieht, tatsächlich einer tieferliegenden Strukturunterscheidung entspricht, nach der Topik-NPs vor dem finiten Verb stehen müssen (auch wenn dies zur Verletzung des V2-Prinzips führt), während V2 sonst aufrechterhalten wird. Dies wird elegant unterbaut. Aber zweitens, wenn man sich weiter fragt, warum diese Beweisführung wünschenswert sei, erfährt man, dass Sprachvariation (angesichts der Universalgrammatik) doch unproblematisch sei (S. 80). Gibt es also Variationslinguisten, die die Variation als „Problem“ empfinden, das es wegzuerklären gilt? Hier wäre mehr Diskussion bzw. Hintergrund wünschenswert gewesen. Drittens kommt die Autorin nicht zurück zur Besonderheit der Syntax in Mòcheno. Auch wenn der Unterschied zwischen den zwei zitierten Sätzen unter anderem mit der Informationsstruktur zusammenhängt, wie COGNOLA vorschlägt, bleibt die Struktur mit Verb an dritter Stelle etwas Besonderes, das man in anderen deutschen Varietäten nicht findet.

Störend am Aufsatz ist die Art, wie manche entgegengesetzte Positionen skizziert werden, etwa die Position, dass „all syntactic variation [is] optional in all syntactic environments“, als *straw man*, etwas, das man leicht widerlegen kann. Dagegen betont die Autorin energisch und wiederholt, dass nicht alles erlaubt sei (S. 80), als gäbe es Dialektologen, die überhaupt keine Regelmäßigkeiten in der Syntax anerkennen würden. Es scheint unter Theoretikern die Auffassung quicklebendig zu sein, Variationslinguisten meinten, dass Sprachstrukturen keinen Einschränkungen unterlägen. Variationslinguisten wollen gerne von wissenschaftlich akzeptierten, empirisch untermauerten Einschränkungen wissen, am liebsten mit Hinweisen, wo und wie man sie praktisch erkennt. Die Typologie von Stimmhaftigkeit in Konsonanten (LISKER / ABRAMSON 1964) dürfte als Beispiel dienen.

CECILIA POLETO fragt, warum manche Quantorenwörter (*rien*) vor Partizipien stehen dürfen und andere nicht (*je n'ai rien vu*), und schlägt vor, dass man zwischen Quantoren und quantifizierten Nominalphrasen unterscheiden muss. Dies würde bedeuten, dass volle Phrasen nicht einfach ungesättigte Köpfe sind. Die Autorin zieht im Laufe der Argumentation unter anderem alt-italienische Daten zu Rate.

HEIKE WIESE schreibt über „Kiezdeutsch“, eine städtische Varietät, vor allem um manchen Sprachkritikern entgegenzutreten, die Kiezdeutsch bloß als fehlerhaftes Standarddeutsch beschreiben. Ihre Bemerkungen eignen sich ausgezeichnet für eine Diskussion über die Unzulänglichkeiten eines präskriptiven Standpunkts. Sie unterstreicht ihre These, dass Kiezdeutsch eher als Dialekt des Deutschen zu betrachten sei, indem sie zeigt, dass gewisse auffällige Eigenschaften wenigstens latent im Standarddeutschen vorhanden sind. Die Strategie kann man in Zweifel ziehen. Soziolinguisten betrachten Frequenzunterschiede als unterscheidend, und diese Art Unterschiede gibt es anscheinend reichlich zwischen Kiezdeutsch und dem Standard. Und viele Forscher, die sich mit dem Deutsch in Pennsylvanien, Brasilien oder Russland beschäftigen, fühlen sich zu Recht nicht verpflichtet, fremde Einflüsse in diesen Varietäten zu leugnen. Auch Dialekte können Kontakteffekte zeigen.

Zusammenfassend haben wir hier ein interessantes Buch von exzellenten Vertretern der Grammatiktheorie und (in der Minderheit) der Dialektologie. Diese Rezension mag verdeutlichen, dass ich an mehreren Punkten mit den Autoren nicht einverstanden bin, aber sie haben uns eine stimulierende Sammlung vorgelegt, wofür ich meinen Dank ausspreche.

Das Buch ist im Großen und Ganzen gut produziert, obwohl die graphische Qualität aller Karten (siehe Karten 1 und 4 im Aufsatz von SCHALLERT, S. 106 und S. 120, und Karten 5–6 von

WEISS, S. 184–185) zu wünschen übrig lässt. Beim Aufsatz von COGNOLA gibt es einige Fehler, die bei einer sorgfältigen Kontrolle entfernt worden wären, zum Beispiel, „unconstraint“ anstatt „unconstrained“ (mehrmals), „contract“ anstatt „contact“. Der erste Aufsatz von ABRAHAM im Buch erschien schon 2012 andernorts, und ABRAHAM (im gleichen Aufsatz) und BIDESE / PADOVAN / TOMASELLI verweisen auch auf den Druck von 2012, ohne aber zu erwähnen, dass er mit der hier gedruckten Version identisch ist.

## LITERATUR

- AUER, PETER / FRANS HINSKENS (1996): The convergence and divergence of dialects in Europe. New and not so new developments in an old area. In: AUER, PETER / FRANS HINSKENS / KLAUS J. MATTHEIER (eds.): *Convergence and divergence of dialects in Europe*. Berlin: Mouton de Gruyter (Sociolinguistica. 10), 1–30.
- BENSKIN, MICHAEL / MARGARET LAING (1981): Translations and ‘Mischsprachen’ in Middle English Manuscripts. In: BENSKIN, MICHAEL / M. L. SAMUELS (eds.): *So Meny Peple Longages and Tongues: Philological Essays in Scots and Mediaeval English Presented to Angus McIntosh*. Edinburgh: Middle English Dialect Project, 55–106.
- BIBER, DOUGLAS / BETHANY GRAY (2011): Grammatical change in the noun phrase: the influence of written language use. In: *English Language and Linguistics* 15 (2), 223–250.
- BOLINGER, DWIGHT / GARETH R. JONES (1980): *Language, the loaded weapon: The use and abuse of language today*. London: Longman.
- BRESNAN, JOAN / ANNA CUENI / TATIANA NIKITINA / R. HARALD BAAYEN (2007): Predicting the dative alternation. In: BOUMA, GERLOF / IRENE KRAEMER / JOOST ZWARTS (eds.): *Cognitive Foundations of Interpretation*. Amsterdam: Proc. Royal Netherlands Academy of Science, 69–94.
- CROFT, WILLIAM (2000): *Explaining language change: An evolutionary approach*. San Francisco: Pearson Education.
- EISENSTEIN, JACOB / BRENDAN O’CONNOR / NOAH A. SMITH / ERIC P. XING (2014): Mapping the geographical diffusion of new words. In: *PloS ONE* 9 (11), e113114.
- EISNER, JASON / GIORGIO SATTI (1999): Efficient parsing for bilexical context-free grammars and head automaton grammars. *Proceedings of the 37th ACL Meeting*. Shroudsburg, PA (USA): Association for Computational Linguistics, 457–464.
- EVANS, NICHOLAS / STEPHEN C. LEVINSON (2009): The myth of language universals: Language diversity and its importance for cognitive science. In: *Behavioral and Brain Sciences* 32 (5), 429–448.
- LISKER, LEIGH / ARTHUR S. ABRAMSON (1964): A cross-language study of voicing in initial stops: Acoustical measurements. In: *Word* 20 (3), 384–422.
- MAYERHALER, WILLI / GUNTHER FLIEDL / CHRISTIAN WINKLER (1993): *Infinitivprominenz in europäischen Sprachen. Teil 1: die Romania (samt Baskisch)*. Tübingen: Narr.
- NAKHLEH, LUAY / DON RINGE / TANDY WARNOW (2005): Perfect phylogenetic networks: A new methodology for reconstructing the evolutionary history of natural languages. In: *Language* 81, 382–420.
- NERBONNE, JOHN (2007): Rezension zu: APRIL MCMAHON / ROBERT MCMAHON: *Language Classification by Numbers*. New York: Oxford University Press 2005. In: *Linguistic Typology* 11, 425–436.
- NERBONNE, JOHN (2009): Data-Driven Dialectology. In: *Language and Linguistics Compass* 3 (1), 175–198.
- STRIK, OSCAR (2014): Explaining tense marking changes in Swedish verbs: An application of two analogical computer models. In: *Journal of Historical Linguistics* 4 (2), 192–231.
- WEINREICH, URIEL (1954): Is a structural dialectology possible? In: *Word* 10 (3), 388–400.

Groningen/Freiburg

JOHN NERBONNE

BETTINA BEINHOF (2013): *Perceiving Identity through Accent. Attitudes towards Non-Native Speakers and their Accents in English*. Frankfurt a. M.: Lang. 280 S. € 60,20

The growing importance of English as the global lingua franca serves as the starting point for this book, which describes a thorough investigation into the attitudes of both native and non-native speakers of English towards German-accented and Greek-accented spoken English. With non-native speakers constituting the overwhelming majority of English language users today, non-native accents of English have for a long time been becoming the norm rather than the exception. In this context, BEINHOF points out that the attitudes towards these accents can even influence the success of communication between speakers. The study covered in this book draws upon existing theories, such as Social Identity Theory, and established methodological approaches, for example questionnaires using the Likert-scale, in order to probe the perception of non-native accents of English and to look into the implications of the attitudes that arise from the experiments.

The discussion of relevant terms and definitions in the initial chapters presents a considered analysis of key concepts such as English as a Lingua Franca, which is defined with regard to its functional and intercultural aspects as a form of communication. Similarly, the notions of the native speaker, “ownership” of the English language and the idea of the “nation” all form part of a preliminary overview of ideas that are critical to the core topics of the project. Concerning the “identity” side of the investigation, there is a comprehensive discussion of relevant topics such as group membership, intergroup comparisons and stereotyping.

There has already been a considerable amount of research into the perception of accents with respect to both their regional and social dimensions. The book deals with the notions of standard accents and prestige before going on to identify more closely certain features of non-native speaker accents of English and levels of accentedness. BEINHOF describes German and Greek accents as being useful specimens for this study primarily because they show different types of variation in similar consonants and it is argued that consonantal variation features particularly prominently when people are asked about accent perception.

When learners of English work on their English language pronunciation, they turn to specific models of pronunciation in their efforts to use the “correct” accent. With the bulk of the fieldwork taking part at the University of Cambridge, the influence of received pronunciation is taken into consideration to account for the target accent that is most likely promoted in English language teaching and also the accents the participants in the study (mainly students at the University of Cambridge) are generally exposed to whilst living in and around the university campus. These participants are German and Greek students who listen to a collection of speech samples that have been prepared to test their perceptions of, as well as reactions and attitudes to, accents from native and non-native speakers of English. In order to increase the range of informants taking part in the study, a sensible measure is taken that involves two further testing phases carried out in Germany and in Greece respectively, to see if there are any potential differences in the responses between students who have chosen to study in the UK and those who still live in either Germany or Greece. Collectively, these tests are performed in an attempt to provide answers to the two principal research questions, which are:

1. What kind of attitudes do non-native speakers of English have towards their own and other non-native speaker accents of English?
2. What types of consonantal variation influence attitudes towards non-native speakers of English?

Three experiments have been devised and carried out for this purpose. The first experiment investigates attitudes towards native and non-native speaker accents of English along the lines of the categories: solidarity and status. Apart from looking merely at attitudes towards accents, this initial experiment is designed to examine attitudes towards levels of accentedness and to look for any differences that emerge from the responses from each listener group. The results of this experiment show that non-native speakers of English do not generally rate non-native speaker accents of English highly for solidarity. The lack of feelings of solidarity are emphasised again with

no clear-cut in-group/out-group boundaries emerging from the judgements made of the accents. When the experiment is conducted in Germany, there are hardly any differences in the responses given by the participants in comparison to the German students living in Cambridge. However, the experiment in Greece demonstrates that the respondents still living in Greece identify more with an accent of English that has less Greek influence than Greek students in the UK, which in turn highlights the importance of carrying out these further tests outside of the UK. The testing for levels of accentedness mainly show different ratings only for the evaluations of the Greek accents rather than for the German ones, which is explained as being a result of the closer similarity between the German and English sound systems. So already at this point, BEINHOFF comes across some interesting results, especially the finding that the greater the uncertainty regarding the provenance of the accent, the more prestige is assigned to it.

The second experiment tests more closely for the perceived consonantal variation in pronunciation and again allows for an analysis of the informants' responses towards levels of accentedness and for any differences between the groups of respondents. It is commendable that this section of the fieldwork also goes into finer detail with an acoustic analysis of some of the consonantal variations contained in the selected speech samples. The data collected from experiment two indicate that the attitudinal ratings are mostly affected by the following phenomena: the amount of sound features that vary in each speech segment, the significance of these variations (with some influencing judgements more than others), the place where these features occur in the speech sample and the number of listeners who recognise these variations.

The focus of the final experiment is on the attitudes towards variation in specific consonants. This involves ranking accents according to certain traits ("intelligent", "friendly", "reliable" and so on) depending on the perceived consonantal variation. This experiment is presented as successfully showing that variation in consonants (nine "consonant conditions" are used) does indeed affect attitudes towards the speaker. In the breakdown of traits, the effect has been found to be greater on the traits "reliable" and "intelligent" rather than on the perceived "friendliness" of the speaker. A correlation emerges between the closer proximity of the consonants to the "Southern British English accent" and the more positive evaluation of the speaker for the traits of "reliability" and "intelligence". Even some features that do not play a significant role in the second experiment (perceived variation in pronunciation) turn out to influence ratings in this third experiment, for example post-vocalic /l/.

When it comes to perceptual differences between the accents, the study presents data showing that German accents are considered to sound more "reliable" and more "intelligent" than the Greek accents. However, Greek accents are rated more positively on "consonant conditions" that sound more similar to the Southern British English accent. The researcher points out that these attitudes towards German and Greek accents could be influenced by broader national stereotypes that are formed because of the speakers' assumed provenance. The data are also analysed with the aim of finding any evidence that there is a "model" accent of English in the minds of the participants in the study. Indeed, if one exists, the informants' responses indicate that the idealised archetypal accent is very similar, perhaps even identical, to the Southern British English accent used in the experiments. This leads to the assumption that the listeners judge variation in non-native speaker accents by native speaker standards.

To sum up, the book concludes that non-native speaker accents do not always establish identity and are not rated highly on solidarity traits such as "reliable" or "friendly". On the whole, overt prestige wins out over solidarity. Non-native speakers of English generally accord more prestige to the Southern British English accents than to the other accents in the study, irrespective of whether the other accents are native or non-native ones. The Southern British English accent emerges as the "model" accent for this group of respondents when learning English. The closer a non-native speaker accent of English is to a Southern British English accent, the more prestige is assigned to this accent. This phenomenon is in turn explained as being predominantly a result of the way English is taught in language classes.

This book combines current research and theories in phonetics and phonology, social psychology, sociolinguistics and English language teaching in order to shed more light on an area

that is certainly in need of investigation, namely the perception of non-native accents of English amongst non-native speakers of English, and ultimately what the implications of these attitudes are now that the English language has become a global lingua franca. BEINHOFF successfully builds upon an existing body of previous studies to lead language attitude and identity research into new territory, one which is likely to become increasingly important in an increasingly globalised world.

Sheffield

JOHN BELLAMY

RÜDIGER HARNISCH (Hg.) (2013): *Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung*. Beiträge zur 11. Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung in Passau September 2010. Regensburg: Edition Vulpes. 517 S. (Regensburger Dialektforum. 19). € 25,-

Die 11. Bayerisch-Österreichische Dialektologentagung in Passau stand unter keinem thematischen Schwerpunkt, was sich in den 37 Beiträgen des Tagungsbandes „Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung“ zeigt. Der Herausgeber hat die Beiträge zwar nachträglich in die acht Kapitel „Plenarvorträge“, „Phonetik und Phonologie“, „Grammatik und Semantik“, „Wortbildung und Lexik“, „Dialekträume und ihr Wandel“, „Historische Dialekte“, „Minderheiten und Identität“ sowie „Dialekt in Medien und Öffentlichkeit“ unterteilt. Er weist aber selbst darauf hin, dass einzelne Beiträge in verschiedenen Kapiteln erscheinen könnten; nicht zuletzt, weil sich in allen Kapiteln Beiträge zu Varietäten im Sprach- oder im Dialektkontakt sowie zu Sprachwandelphänomenen finden. Da die Artikel zu diesen Bereichen einen Schwerpunkt darstellen, werden einige dieser teils eng miteinander verbundenen Beiträge im Folgenden herausgegriffen.

Die kontaktlinguistischen Untersuchungen beschäftigen sich mehrheitlich mit Sprachinseln und dem Kontakt zwischen Dialekt- und Standardvarietäten. ARMIN R. BACHMANN und MOJMÍR MUZIKANT werten Daten des „Atlas der historischen deutschen Mundarten in der Tschechischen Republik“ aus, ANTHONY ROWLEY untersucht die heutige Situation des Zimbrischen in Giazza und MÁRTA MÜLLER und ELISABETH KNIPF-KOMLÓSI stellen lexikologische Untersuchungen zu deutschen Varietäten in Ungarn vor. KNIPF-KOMLÓSI nimmt sich in ihrem Beitrag zur Wortbildung im Ungarndeutschen gleich zweier Forschungslücken an: der Untersuchung von Wortbildungswandel und von Derivationsmorphologie im Sprachkontakt. Sie betont mit Verweis auf MUNSKE (2002), dass Wortbildungswandel bisher wenig Beachtung gefunden hat. MUNSKE (2002, 24) führt als Grund für diese Vernachlässigung die „Unmerkbarkeit dieses Phänomens“ an. KNIPF-KOMLÓSI kann in ihrer Studie einen gegenwärtigen Wandel in der Wortbildung des Ungarndeutschen aufzeigen. Anhand des Beispiels von jüngeren Sprechern, die anstelle der älteren Adjektivsuffixe *-et/-at* das Suffix *-ig* verwenden, illustriert sie, wie Allomorphie bei Wortbildungsaffixen zunehmend abgebaut wird und teilweise neue standarddeutsche Affixe produktiv werden. Ein solcher Abbau von Allomorphie ist in kontaktlinguistischen Studien zur Flexionsmorphologie bereits festgestellt worden (vergleiche CAMPBELL 1993), für die derivationale Morphologie fehlen aber umfassende Studien. Das Ungarndeutsche steht sowohl im Sprachkontakt mit dem Ungarischen als auch im Dialektkontakt mit Standardvarietäten des Deutschen. Diese Kontaktsituation führt auf der morphologischen Ebene zum Abbau von Allomorphie, der, wie KNIPF-KOMLÓSI zeigt, in verschiedenen Sprechergenerationen unterschiedlich weit vorangeschritten ist, und auf der lexikalischen Ebene zu einer Reihe von Lehnübersetzungen aus dem Ungarischen. Dies führt sie darauf zurück, dass viele Sprecher über eine gut ausgebaute Sprachkompetenz sowohl im Ungarndeutschen als auch im Ungarischen verfügen. In ihrer Studie kann sie somit veranschaulichen, wie der Kontakt mit dem Standarddeutschen und dem Ungarischen zu Wortbildungswandel in dieser Varietät führt.

ERICH WEIDER beschäftigt sich in seinem essayistischen Beitrag mit dem Dialekt von Samnaun, einer bairischen Varietät im historischen Sprachkontakt mit dem Romanischen und im jüngeren Dialektkontakt mit dem Alemannischen. Der Beitrag lässt erkennen, dass die Untersuchung dieses Dialekts ein großes Forschungsdesiderat ist. Ungeklärt ist nicht nur der Anteil der verschiedenen an diesem Kontakt beteiligten Varietäten, sondern im Hinblick auf den alemannischen Einfluss



auch, was überhaupt als Kontaktvarietät angenommen werden muss. Das Engadin ist erst in jüngerer Zeit teilweise germanisiert worden; eine Studie zur Varietät des Engadinerdeutschen fehlt bisher. Bei der Untersuchung dieser Kontaktsituation und des Dialekts von Samnaun besteht sowohl Bedarf an diachronen als auch an synchronen Arbeiten. Besonders für letztere sind aber ausreichende Daten notwendig, die erst noch erhoben werden müssen.

MIHAELA KOLETNIK und ALENKA VALH LOPERT sowie ANJA BENKO und ZINKA ZORKO berücksichtigen ebenfalls Deutsch als Gebersprache, allerdings untersuchen sie den Einfluss des Deutschen auf eine nicht-germanische Sprache. Ihre Beiträge beschäftigen sich mit lexikalischen Einflüssen des Deutschen auf Varietäten des Prekmurjeslowenischen, einer Dialektgruppe im Kontakt mit Deutsch und Ungarisch im Nordwesten Sloweniens. BENKO und ZORKO untersuchen deutsche Interferenzen in der literarischen Verwendung der Standardvarietät von Prekmurje anhand einer Novelle von 2005. KOLETNIK und LOPERT zeigen nach einer kurzen Sprachgeschichte dieses Dialektgebietes das Ausmaß des deutschen Einflusses auf landwirtschaftliche Begriffe in allen drei Dialekten des Prekmurje verglichen mit dem Einfluss romanischer Sprachen und Ungarisch als Gebersprache.

Gleich zwei Beiträge beschreiben das Kontaktverhältnis von Dialekt- und Standardvarietät als einen Fall von Mehrsprachigkeit. RUPERT HOCHHOLZER greift die auf WANDRUSZKA (1979) zurückgehende Unterscheidung in äußere Mehrsprachigkeit – der Kompetenz in mehreren Sprachen – und innere Mehrsprachigkeit – der Kompetenz in verschiedenen Varietäten einer Sprache – auf. Sein kursorisch gehaltener Überblick über die Mehrsprachigkeitsforschung soll zeigen, dass es zwischen den beiden Arten von Mehrsprachigkeit keinen konzeptuellen Unterschied gibt. Aus dem Umstand, dass äußere und innere Mehrsprachigkeit die gleichen Charakteristika beim Spracherwerb und bei der Konsolidierung der Identität eines Sprechers aufweisen, schließt er auf die politische Forderung, Mehrsprachigkeit in der Schule zu fördern. Unklar bleibt hierbei allerdings, welche Rolle genau dem Dialekt in der Schule zukommen soll. Von der Linguistik fordert er, der inneren Mehrsprachigkeit mehr Beachtung zu schenken. Bei der Theoriebildung könne man an die Forschungstradition zur Situation in der Deutschschweiz oder in Südtirol anschließen. Das Zusammenführen von HOCHHOLZERS Ansatz und Untersuchungen zur Deutschschweiz könnten zur Klärung der Frage beitragen, in welchem theoretischen Verhältnis das Konzept der inneren Mehrsprachigkeit, wie es HOCHHOLZER verwendet, zu jenem der Diglossie steht, welches bei der Beschreibung der Sprachsituation in der Deutschschweiz häufig aufgegriffen wird (vergleiche SIEBENHAAR / WYLER 1997). Bedarf sieht HOCHHOLZER außerdem in der empirischen Untersuchung der von ihm vermuteten Parallelen zwischen innerer und äußerer Mehrsprachigkeit.

LARS BÜLOW und ULRIKE KRIEG-HOLZ setzen ebenfalls beim Konzept der inneren Mehrsprachigkeit an. Ihr Fokus liegt allerdings auf den Interferenzen, die zwischen dem ersterworbenen Dialekt und der erst sekundär erworbenen Standardvarietät bestehen. Vor dem Hintergrund der Prinzipien der Natürlichen Morphologie erklären sie, weshalb Kinder im Spracherwerb die Partizipialform mittelbairisch *gekhoft* 'gehabt' mit multipler Exponenz bilden. Sie analysieren diese Form als eine Verstärkung der mittelbairischen synkopierten Form *khobd*, deren Bildung durch die Assimilation im Anlaut für das Kind intransparent und nicht ikonisch sei. Das führe zu einer Übertragung des Präfixes aus dem Standarddeutschen. Auch wenn es sich hier um die Untersuchung eines einzelnen Beispiels handelt, so ist es dennoch ein gutes Exempel für die Übertragung der Prinzipien der Natürlichen Morphologie auf Dialektarten und die Erklärung der Interferenzen zwischen zwei Varietäten im Erstspracherwerb.

Eng mit den kontaktlinguistischen Untersuchungen verbunden ist der Beitrag von SYLVIA MOOSMÜLLER und HANNES SCHEUTZ. In ihrer Untersuchung zeichnen sie die Ausbreitung des Zusammenfalls von /e/ und /ɛ/ sowie der Wiener Monophthongierung nach, ein „Musterbeispiel eines wellenförmig verlaufenden Ausbreitungsvorganges“ (S. 83). Für beide Prozesse wird angenommen, dass sie in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Wien abgeschlossen waren. In Salzburg breiten sich beide Prozesse zunehmend aus, obwohl die Stadtdialekte von Wien und Salzburg unterschiedlichen Dialekträumen angehören. Ob die Monophthongierung realisiert wird, variiert interpersonell. Zwei ihrer acht Salzburger Sprecher realisieren vorwiegend Diphthonge, drei weisen Tendenzen zu Monophthongen auf und drei produzieren mehrheitlich Monophthonge.

Im Hinblick auf Sprachwandeltheorien wäre eine weitere Untersuchung jener Sprecher besonders interessant, die sich diesbezüglich nicht konsequent verhalten. Alle Salzburger Sprecher unterliegen im gleichen Maß der „E-Verwirrung“. Die Vokalqualitäten [e] und [ɛ] sind in ihrem Sprachgebrauch also nicht etymologisch verteilt. Da andererseits die Umsetzung der Monophthongierung sprecherbezogene Unterschiede aufweist, bedingen sich die Monophthongierung und der Zusammenfall der e-Qualitäten beim einzelnen Sprecher nicht. Daraus schließen die Autoren, dass die beiden Lautwandel nicht kausal zusammenhängen, auch wenn sich beide von Wien nach Salzburg ausgebreitet haben.

WOLFGANG JANKA zieht in seinem Beitrag dialektale Ortsnamenformen heran, um Aussagen über Sprachwandel treffen zu können. Er hinterfragt die von ihm beobachtete Tendenz, dialektale Formen nicht in die Ortsnamenforschung miteinzubeziehen, spiele diese doch eine wichtige Rolle bei der Etymologisierung von Namen. Da Ortsnamen geographisch lokalisiert werden können und ihr sprachgeschichtlicher Wandel in schriftlichen Dokumenten nachvollzogen werden kann, bieten sie eine zusätzliche Datenquelle für die historische Dialektologie. Anhand dieser ließe sich die geographische Ausbreitung von einzelnen Phänomenen, wie beispielsweise der mittelbairischen /-Vokalisierung, und die Geschwindigkeit von Sprachwandel nachvollziehen. So stellt JANKA fest, dass der Einfluss von Mobilität oder Bildungseinrichtungen auf Sprachwandel kein neues Phänomen sei. Obwohl der Aufwand, solche Formen zu erheben, beachtlich sei, fordert JANKA, diese Quelle zu nutzen. Denn mit dem zunehmenden Verschwinden der Basisdialekte sieht er auch diese Daten in Gefahr.

Die große Anzahl an Beiträgen bringt es mit sich, dass diese unterschiedlich gut ausgearbeitet sind. Während einige Artikel anhand von empirischen Daten und theoretischen Konzepten die Dialektologie voranbringen, fehlt bei anderen nach der Vorstellung von Daten und Analysen ein klares Fazit, das es ermöglicht, die Einzeluntersuchungen in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Ein Wermutstropfen sind zudem die Bilddarstellungen: Abgesehen von den Graphiken im Anhang sind besonders die Karten, die in den Artikeln abgedruckt sind, oft kaum lesbar. Dennoch bietet der umfangreiche Band einen guten Einblick in die moderne Erforschung des bairisch-österreichischen Dialektraumes. Durch die zahlreichen Beiträge zu Sprachwandel und zu den durch Sprach- und Dialektkontakt verursachten Veränderungen wird er dem Titel „Strömungen in der Entwicklung der Dialekte und ihrer Erforschung“ gerecht.

#### LITERATUR

- CAMPBELL, LYLE (1993): On proposed universals of grammatical borrowing. In: AERTSEN, HENK / ROBERT J. JEFFERS (eds.): *Historical linguistics 1989. Papers from the 9th International Conference on Historical Linguistics*. Amsterdam: Benjamins, 91–110.
- MUNSKÉ, HORST HAIDER (2002): Wortbildungswandel. In: HABERMANN, MECHTHILD / PETER O. MÜLLER / HORST HAIDER MUNSKÉ (Hg.): *Historische Wortbildung des Deutschen*. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik. 232), 23–41.
- SIEBENHAAR, BEAT / ALFRED WYLER (1997): *Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz*. 5., vollständig überarbeitete Auflage. Zürich: Pro Helvetia. URL: <[http://www.uni-leipzig.de/~siebenh/pdf/Siebenhaar\\_Wyler\\_97.pdf](http://www.uni-leipzig.de/~siebenh/pdf/Siebenhaar_Wyler_97.pdf)>; Stand: 09.09.2014.
- WANDRUSZKA, MARIO (1979): *Die Mehrsprachigkeit des Menschen*. München: Piper.

Zürich

ANJA HASSE

FRANS HINSKENS / JOHAN TAELEDEMAN (eds.) (2013): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation*. Volume 3: Dutch. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton. 938 pp. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science. 30.3). € 329,-

Die ersten Bände der Reihe „Language and Space: An International Handbook of Linguistic Variation“ sind 2010 erschienen. Die neue Reihe, herausgegeben von JÜRGEN ERICH SCHMIDT, ist Teil der renommierten „Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft“ (HSK) und kann in gewisser Weise als Nachfolger des zweibändigen Handbuchs „Dialektologie“ gesehen werden, mit dem die HSK-Reihe 1982/83 ins Leben gerufen wurde. Mit den „Language and Space“-Bänden soll nun auf neuere sprachliche und sprachwissenschaftliche Entwicklungen reagiert werden, wie der Herausgeber in seinem Vorwort schreibt: einerseits sind Dialekte – als von den überregionalen Varietäten und den (nationalen) Standardsprachen isolierte Varietäten – in den vergangenen Jahrzehnten immer mehr zu einem marginalen Phänomen geworden. Andererseits sind innerhalb der Sprachwissenschaft die Grenzen zwischen Dialektologie, Soziolinguistik und Sprachkontaktstudien durchlässiger geworden. Die Beziehungen zwischen *geographical place* und *cultural space* sind, auch durch die zunehmende Interdisziplinarität der Sprachvariationsforschung, neu bewertet worden.

Den Anfang der „Language and Space“-Reihe machte 2010 der Band „Theories and Methods“ (HSK 30.1), in dem es um eben diese Veränderungen unserer sprachlichen Landschaften und um die soeben angedeutete Neuorientierung der Variationsforschung geht. Im selben Jahr erschien in zwei Teilbänden HSK 30.2 unter dem Titel „Language Mapping“, in dem ein Überblick über die Prinzipien und Traditionen der Sprachkartographie gegeben und auf aktuelle Entwicklungen und Anwendungen eingegangen wird. „Language Mapping“ ist in dieser Zeitschrift von HERMANN NIEBAUM (2012) besprochen worden.

Der nun vorliegende dritte Band der neuen Reihe ist der erste, der einer bestimmten Sprache gewidmet ist, nämlich den Varietäten des Niederländischen. Der von FRANS HINSKENS und JOHAN TAELEDEMAN herausgegebene Band „Dutch“ (HSK 30.3) umfasst insgesamt 47 Beiträge, die vier größeren Bereichen zugeordnet sind. Im Gegensatz zur früheren HSK-Tradition ist dieser Band, wie die gesamte bisherige „Language and Space“-Reihe, komplett englischsprachig.

In ihrer Einleitung beschreiben HINSKENS und TAELEDEMAN das Ziel („a state-of-the-art overview of both earlier and recent research into older, newer and emerging non-standard varieties of Dutch“, S. 1) und den Aufbau des Bandes. Daneben enthält die Einleitung eine Abgrenzung des niederländischen Sprachraums sowie die – nur bedingt nachvollziehbare – Motivation für die Nichtberücksichtigung des (West-)Friesischen, das im vorliegenden Band nur als Kontaktvarietät (in Kap. 38) behandelt wird. Es ist zwar durchaus richtig, dass die komplexe Dialektsituation in Friesland eigentlich einen eigenen Band in der „Language and Space“-Reihe verdient, aber da ich es für eher unwahrscheinlich halte, dass der auch zustande kommt, erscheint mir die Nichtberücksichtigung des Friesischen in diesem Band als eine verpasste Chance.

In Teil I geht es dann zunächst um die „History of the field“. JOHAN TAELEDEMAN und HERMANN NIEBAUM widmen sich in ihrem Beitrag der Forschungsgeschichte der niederländischen Dialektologie. FRANS HINSKENS und ROELAND VAN HOUT beschreiben anschließend aktuelle Entwicklungen und neue Forschungsfelder, eng verbunden mit dem *social turn* in der Variationslinguistik und mit der stärkeren Anbindung an theoriegeleitete Diskussionen in der Linguistik. Schließlich äußern FRANS HINSKENS und MARC VAN OOSTENDORP eine ganze Reihe von „wishes for the future“, die sich sowohl auf Forschungsinhalte als auch auf die Methodologie beziehen.

Durch diesen Dreisprung bekommt der Leser einen sehr guten Überblick über die Entwicklung der Disziplin(en) sowie über die Desiderate und die Weiterentwicklungsmöglichkeiten.

Teil II des vorliegenden Handbuchs ist in gewisser Weise der „dialektologischste“. In 22 Kapiteln geht es um „The major dialect regions of Dutch: linguistic structure, spectrum of variation and dynamics“ (so die Überschrift für diesen Teil). Die ersten beiden Beiträge sind historischer Art. ANN MARYNISSEN und GUY JANSSENS beschreiben die (externe) Regionalgeschichte des niederländischen Sprachraums, wobei sie der Situation im Süden des Sprachgebietes viel Aufmerksamkeit

widmen, und COR VAN BREE behandelt die Genese der Muster sprachlicher Variation, die sich im Niederländischen finden lassen. Es geht um die diachrone Herausbildung phonologischer und grammatischer Merkmale, die die Dialektregionen kennzeichnen.

Anschließend erläutern FRANS HINSKENS und JOHAN TAELEDEMAN in zwei Beiträgen die Kriterien der Einteilung der niederländischen Dialekte. Welche Klassifikationen sind bislang vorgelegt worden? Und was sind die Kriterien, die im vorliegenden Handbuch für die Einteilung der Dialekte in verschiedene Dialektregionen verwendet wurden? Diese Einteilung basiert im Wesentlichen auf den traditionellen Dialekten. So werden beispielsweise neuere Varietäten wie die flämische *Tussentaal* ('Zwischensprache', ein Beispiel für die Entstehung einer überregionalen Konvergenzvarietät zwischen Dialekten und Standardsprache) oder moderne Ethnolekte nicht in den Beiträgen zu den Dialektregionen behandelt, sondern in gesonderten Artikeln (in Teil III und IV des Handbuchs).

Die folgenden Dialektregionen werden unterschieden: die südwestliche Dialektregion (unter anderem Westflandern und Seeland), die ostflämischen Dialekte, die Dialekte der Region Brabant, die Region Limburg, die nordwestliche Region (Holland und Utrecht) sowie die niedersächsischen Dialekte im Nordosten (Groningen, Gelderland, Achterhoek). Diese Dialektregionen werden in jeweils drei Artikeln behandelt: einer zur Phonologie, einer zu grammatischen Phänomenen (Morphologie und Syntax) und einer zu neueren, insbesondere sozialen und soziolinguistischen Entwicklungen. Die drei Artikel bieten zusammen jeweils einen ausgezeichneten Forschungsüberblick über die regionalen Merkmale der behandelten Dialekte. Obwohl die Beiträge nicht in jeder Hinsicht parallel aufgebaut sind, lassen sie sich auch „quer lesen“, wenn man sich über bestimmte Aspekte der niederländischen Dialektvariation informieren möchte. So kann man sich beispielsweise einen Überblick über die Variation beim Konsonantismus oder bei der Diminutivbildung verschaffen. Man kann die Pronominalsysteme in den verschiedenen Dialektregionen miteinander vergleichen und sich in den Artikeln zu neueren Entwicklungen unter anderem über die heutige Verwendung und die Vitalität der jeweils behandelten Dialekte informieren.

Teil III des Handbuchs enthält zehn Beiträge zu „supra-regional and regionally-unbound aspects“. JACQUES VAN KEYMEULEN behandelt in seinem lexikologischen Beitrag (methodologische) Probleme der Wortgeographie, die traditionell vor allem mit Wortkarten arbeitet (Typ: Welche lexikalischen Varianten gibt es für das Wort *prikkeldraad* 'Stacheldraht'?).

Der Übergang vom Dialekt zum Regiolekt und zu regionalen Umgangssprachen spielt in vielen Beiträgen des vorliegenden Handbuchs eine Rolle. Explizit setzen sich DIRK GEERAERTS und HANS VAN DE VELDE mit rezenten regionalen Umgangssprachen auseinander, wobei sie grundsätzlich das *Colloquial Belgian Dutch* (die schon erwähnte *Tussentaal*) vom *Colloquial Netherlandic Dutch* unterscheiden und die spezifischen Besonderheiten herausarbeiten, sowohl in struktureller Hinsicht als auch im Hinblick auf die Verwendung und die Rezeption dieser *emergent varieties*. Diese Aspekte spielen auch in den anderen Beiträgen in diesem Teil III eine Rolle.

MARC VAN OOSTENDORP setzt sich mit dem aktuellen Thema der Verwendung von nicht standard-sprachlichen Varietäten in neuen Medien und sozialen Netzwerken auseinander. Die Forschung hierzu steckt noch in den Kinderschuhen, bietet aber eine Vielzahl interessanter Möglichkeiten. Dabei geht es um sprachstrukturelle Untersuchungen, aber auch um Verwendungsaspekte (zum Beispiel *code-switching*) und Aspekte der Indexikalität und Identitätsmarkierung.

Der Zusammenhang zwischen überregionalen Mustern und Sprachwandel steht im Mittelpunkt von Artikel 32 von HANS BENNIS und BEN HERMANS. Es geht ihnen dabei insbesondere um sprachliche Phänomene (wie beispielsweise Reflexivpronomina), die nicht entlang der Grenzen von traditionellen Dialektregionen verteilt sind und deren Beschreibung sie an prinzipielle theoretische Überlegungen zu sprachlicher Dynamik und Sprachwandel koppeln.

Andere Artikel stellen methodologische Aspekte in den Vordergrund. So bietet der Beitrag von STEFAN GRONDELAERS einen Überblick zu historischen und methodologischen Aspekten der Einstellungsforschung. In Artikel 30 geht es um Perzeptionsphänomene. CHARLOTTE GOOSKENS, RENÉE VAN BEZOOIJEN und JOHN NERBONNE diskutieren die Wahrnehmung und die Verständlichkeit von Dialekten und Methoden der Messung von Dialektabstand. Zusammen mit WILBERT HEERINGA stellt NERBONNE in einem weiteren Beitrag das quantitative Forschungsparadigma vor, das unter

dem Namen „Dialektometrie“ bekannt ist. Statt sich auf die Distribution einzelner sprachlicher Phänomene zu konzentrieren, wird dabei versucht, Dialekte durch die Aggregation einer Vielzahl von sprachlichen Merkmalen zu charakterisieren. Die Ergebnisse werden vielfach in Form von Karten visualisiert (vergleiche S. 640).

Dialektkarten stehen auch im Mittelpunkt des Beitrags von SJEFF BARBIERS und TON GOEMAN, die beide am Meertens-Institut in Amsterdam tätig sind und verantwortlich an den großen Dialektatlas-Projekten zum Niederländischen mitgearbeitet haben, die dort in den vergangenen Jahren entstanden sind (MAND, SAND). Sie beschreiben unter anderem diese Projekte und MI-MORE, das „Microcomparative Morphosyntactic Research Tool“. Die zukünftige Integration der diversen Datenbanken verspricht eine Infrastruktur, die vielfältige neue Forschungsperspektiven und -initiativen ermöglicht.

HANS BENNIS und MARC VAN OOSTENDORP stellen in ihrem Artikel „Grammar & Geography or vice versa“ interessante Überlegungen zum Zusammenhang von Dialektforschung und Grammatiktheorie an.

Der letzte Beitrag von Teil III des vorliegenden Handbuchs fällt ein wenig aus dem Rahmen der traditionellen Dialekt- und Variationsforschung, da er sich nicht mit gesprochener Sprache, sondern mit Gebärdensprache beschäftigt. Der informative Beitrag von MYRIAM VERMEERBERGEN, JAN NIJEN TWILHAAR und MIEKE VAN HERREWEGHE zur Variation innerhalb und zwischen der Gebärdensprache in den Niederlanden und in Flandern zeigt aber, dass dieses Thema sehr wohl einen Platz in einem Handbuch zur sprachlichen Variation verdient.

Auch die Beiträge in Teil IV des Handbuchs gehören nicht alle zum Kernbereich der niederländischen Dialektologie. Sie behandeln die „Dynamics of contact varieties of Dutch“, so die Überschrift.

WALTER HAESERYN beschreibt das belgische Niederländisch als „Natiolect“ (S. 713), also als eine nationale Standardsprachvarietät (neben der der Niederlande). Das Niederländische kann somit als eine plurizentrische Sprache gesehen werden, und HAESERYN skizziert auf den verschiedenen Beschreibungsebenen diverse Unterschiede des belgischen Niederländisch zum Standard in den Niederlanden. Die Aufnahme dieses Artikels in einen Band zu „non-standard varieties of Dutch“ (S. 1) erscheint mir allerdings nicht unproblematisch, da so implizit die überholte Vorstellung perpetuiert wird, dass es einen Standard des Niederländischen gibt (den nordniederländischen), an dem das Niederländische in Belgien sich messen lassen muss. Fraglich ist auch, ob wir es wirklich mit einer Kontaktvarietät zu tun haben, wie die Einordnung des Beitrags in Teil IV suggeriert.

Kapitel 38 beschreibt die Sprachsituation in der Provinz Friesland, wo die westfriesischen Dialekte in direktem Kontakt zu niederländischen Dialekten und zum Standardniederländischen stehen, was sich insbesondere am sogenannten „Stadtfriesischen“ zeigt, das daher von den Autoren (HENK BLOEMHOFF, GERMEN DE HAAN und ARJEN VERSLOOT) auch ausführlich behandelt wird.

PIETER MUYSKEN bespricht dann mehrere Ethnolekte des Niederländischen, die teilweise auf die koloniale Vergangenheit der Niederlande zurückgehen (wie das indonesische oder das surinamesische Niederländisch), teilweise aber auch auf jüngere Migrationsbewegungen (wie beispielsweise das marokkanische Niederländisch). Gerade im Fall des surinamesischen oder des marokkanischen Niederländisch gestaltet sich die Abgrenzung der Ethnolekte von jugendsprachlichen Varietäten oft schwierig. MUYSKEN diskutiert hier derartige Probleme und stellt sein „Roots of Ethnolects“-Projekt vor.

Übrigens ist es schade, dass den ethnolektal geprägten jugendsprachlichen Varietäten (wie *Straattaal*, *Murks* oder der belgischen *Citétaal*) kein eigener Artikel gewidmet wurde. Auch für diese Varietäten gibt es schließlich zahlreiche interessante Forschungsperspektiven im Hinblick auf den Zusammenhang von *geographical place* und *cultural space*.

Anschließend geht es über die Grenzen der Niederlande und Belgiens hinaus. HUGO RYCKEBOER schreibt über den westflämischen Dialekt, der als Minderheitensprache im Norden Frankreichs gesprochen wurde/wird und LUDGER KREMER behandelt in seinem Beitrag die Forschung zur Verwendung des Niederländischen als Minderheitensprache in Deutschland (bis weit ins 19. Jahrhundert). Dabei geht es sowohl um die komplexen sprachlichen Verhältnisse in der

deutsch-niederländischen Grenzregion als auch um niederländische Sprachinseln (beispielsweise in Brandenburg). Schließlich bespricht KREMER die Entstehung der deutsch-niederländischen Sprachgrenze und die Konsequenzen, die sich aus der neuen Standard/Dialekt-Konstellation für die Dialekte beiderseits der Staatsgrenze ergeben.

Die letzten Kapitel des Handbuchs beschäftigen sich schließlich mit dem Niederländischen außerhalb Europas. REINIER SALVERDA beschreibt das „Indies Dutch“, das koloniale Niederländisch also, das in Indonesien gesprochen wurde. CAROLINE SMITS und JAAP VAN MARLE berichten von ihren Untersuchungen zum Niederländischen in den USA. Sie präsentieren einen Literaturüberblick und definieren einige Forschungsfelder, die mit dem allmählichen Abbau des Niederländischen in den USA zu tun haben (beispielsweise die Relevanz sprachlicher Normen).

Auch in Australien spielte das Niederländische eine (bescheidene) Rolle. MICHAEL CLYNE (†) und ANNE PAUWELS beschreiben die Geschichte und den allmählichen Abbau der Verwendung des Niederländischen in diesem Land.

Anders als in den USA und Australien, ist das Niederländische in der ehemaligen niederländischen Kolonie Suriname sehr lebendig. Es ist – auch vierzig Jahre nach der Unabhängigkeit – die einzige offizielle Sprache des Landes. Der intensive Kontakt zum Sranantongo, der de facto *Lingua franca* des Landes, und zu den fast 20 anderen Sprachen des Landes hinterlässt aber Spuren. CHRISTA DE KLEINE gibt in ihrem Beitrag einen Forschungsüberblick zum Niederländischen in Suriname, der dritten Standardvarietät des Niederländischen (Suriname ist – zusammen mit den Niederlanden und Flandern – Mitglied der Niederländischen Sprachunion, der *Taalunie*), und geht dabei auch auf einige Kontaktphänomene ein.

SILVIA KOUWENBERG beschäftigt sich in Artikel 46 mit niederländischen Kontaktvarietäten in der Karibik. Insbesondere fasst sie die Forschung zur Geschichte der (inzwischen ausgestorbenen) Kreolsprachen auf niederländischer Basis zusammen: Skepi-Niederländisch, Berbice-Niederländisch und Negerhollands.

Die Verwendung des Niederländischen auf den früheren Niederländischen Antillen und der Kontakt mit (insbesondere) dem Papiamentu auf den ABC-Inseln (Aruba, Curaçao und Bonaire) wird im vorliegenden Handbuch nicht thematisiert. Eine Begründung dafür wird, soweit ich sehe, nicht gegeben.

Das letzte Kapitel des Handbuchs ist dem Afrikaans gewidmet. Man kann natürlich durchaus geteilter Meinung darüber sein, ob das Afrikaans tatsächlich heute noch in einem Handbuch zur sprachlichen Variation innerhalb des Niederländischen behandelt werden sollte, zumal die Herausgeber selber angeben, Afrikaans nicht als Varietät des Niederländischen zu sehen (S. 3). Unabhängig von dieser Frage präsentieren JAC CONRADIE und ANNA COETZEE (beide aus Johannesburg) aber einen informativen Überblick über die Forschung zur Variation innerhalb des Afrikaans und zur Geschichte der Sprache, wobei auch die teils kontrovers diskutierte Frage nach der Entstehung des Afrikaans besprochen wird (wie „kreolisch“ ist das Afrikaans?).

Obwohl die Kriterien für die thematische Zusammenstellung (für mich) nicht immer ganz nachvollziehbar sind, ist den beiden Herausgebern mit diesem Band in der HSK-Reihe „Language and Space“ insgesamt ein hervorragender Überblick über die Dialekt- und Regionalsprachenforschung zum niederländischen Sprachgebiet gelungen.

Die qualitativ durchweg sehr guten Artikel sind alle von einschlägig ausgewiesenen Spezialist/-inn/-en geschrieben worden, die die Herausgeber für die Mitarbeit an diesem Band gewinnen konnten. Die 47 Beiträge bieten einen ausgezeichneten Zugang zur Forschung über die vielfältigen Themen der niederländischen Dialektologie und Variationslinguistik; der aktuelle Forschungsstand ist in den ausführlichen Literaturlisten dokumentiert. Durch seinen systematischen Aufbau und die beiden nützlichen Register (zu „key concepts, languages, and dialects“ und „geographical names“) kann das Handbuch auch als Nachschlagewerk verwendet werden.

International wird dieser HSK-Band sicherlich über viele Jahre als ein zentrales Standardwerk zu Fragen der niederländischen Dialektologie und Variationsforschung gelten.

## LITERATUR

- AUER, PETER / JÜRGEN ERICH SCHMIDT (eds.) (2010): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 1: Theories and Methods*. Berlin/New York: De Gruyter Mouton (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science. 30.1).
- BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.) (1982/83): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. 2 Bände. Berlin [u. a.]: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.1/2).
- LAMELI, ALFRED / ROLAND KEHREIN / STEFAN RABANUS (eds.) (2010): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 2: Language Mapping*. 2 Bände. Berlin/New York: De Gruyter Mouton. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science. 30.2).
- NIEBAUM, HERMANN (2012): Rezension zu LAMELI, ALFRED / ROLAND KEHREIN / STEFAN RABANUS (eds.): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 2: Language Mapping*. Berlin/New York: De Gruyter Mouton (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft/Handbooks of Linguistics and Communication Science. 30.2). In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 79 (2), 219–221.

Berlin

MATTHIAS HÜNING

WERNER KÖNIG (Hg.) (2014): *Dialektwörterbuch von Bayerisch-Schwaben. Vom Allgäu bis zum Ries*. Bearbeitet von BRIGITTE SCHWARZ. 2. Auflage. Augsburg: Wißner. 736 S. (Schriftenreihe der Bezirksheimatpflege Schwaben zur Geschichte und Kultur. 6). € 29,80

Das vorliegende Wörterbuch dokumentiert eine Auswahl der mundartlichen Lexik des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben mit Ausnahme des Landkreises Aichach-Friedberg und Orten, die vor 1972 dem Landkreis Neuburg (Donau) angehörten sowie Gebiete rechts des Lechs südlich von Augsburg, die im neuen „Bayerischen Wörterbuch“ erfasst werden. Der heutige Freistaat Bayern beheimatet innerhalb seiner politischen Grenzen mehrere Mundarten, nämlich Bairisch, Fränkisch und Schwäbisch/Alemannisch, deren Lexik mit sehr unterschiedlichem personellen und institutionellen Aufwand erfasst wird. So wird das Bairische in einer Arbeitsstelle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München seit Jahrzehnten von mindestens vier wissenschaftlichen Redaktoren gesammelt und publiziert. Für das Fränkische, das einen nicht unerheblichen Teil Bayerns umfasst, wird von der Bayerischen Akademie immerhin seit Jahrzehnten eine Arbeitsstelle mit einer wissenschaftlichen Stelle unterhalten, wohingegen in dem Teil Bayerns, in dem Schwäbisch/Alemannisch gesprochen wird, bisher keine feste Wörterbucharbeitsstelle eingerichtet wurde. Umso verdienstvoller ist es, dass auf die Initiative des Herausgebers, WERNER KÖNIG, parallel zu den Arbeiten am „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“, BRIGITTE SCHWARZ in rund 15-jähriger Arbeit (zehn Jahre wurde sie dabei vom Bezirk Schwaben mit einer Drittel-Stelle unterstützt) circa 36.000 verschiedene Lemmata mit ihren Formen und zugehörigen Textbelegen in einer Datenbank gesammelt und auf dieser Basis das hier zu besprechende Wörterbuch mit circa 3.000 Wortartikeln erarbeitet hat.

Das großformatige Wörterbuch (DIN-A4-Format) mit zweispaltig gesetztem Wörterbuchtext umfasst insgesamt 736 Seiten und enthält zahlreiche Abbildungen, alles Zeichnungen der Autorin, welche in der Regel die alte ländlich-bäuerliche Sachkultur illustrieren. Leider werden bei den Abbildungen keine Ortsangaben gemacht, was besonders da bedauerlich ist, wo Varianten in der Sachkultur dokumentiert werden, wie zum Beispiel bei *Bere*, *Bütsche*, *Butte*, *Gaukel*, *Gelte*, *Gespat*, *Gutter*, *Heinzen*, *Kar*, *Kumpf*, *Lägel*, *Rührfass*, *Scherben*, *Schragen* oder *Stand*.

Vor dem eigentlichen Wörterbuch befindet sich ein Einleitungsteil (S. 9–28), in welchem dem Wörterbuchbenutzer wichtige Fakten zum vorgelegten Werk mitgeteilt werden: Entstehungsgeschichte, Arbeitsgebiet, Materialbasis, Anordnung der Stichwörter, Lemmatisierung,

Verweissystem, phonetische Transkription, Angaben zur Grammatik, Bedeutungsbeschreibungen, Verwendungsbeispiele, Ortsangaben und Etymologie.

Die Materialgrundlage für das Wörterbuch bildet eine umfangreiche Datenbank, in der in erster Linie Daten aus schriftlich vorliegenden Quellen zusammengetragen wurden. Nach dem auf den Seiten 703 bis 720 aufgeführten Quellenverzeichnis handelt es sich um knapp 400 Quellen, davon etwa ein Viertel unveröffentlicht, die zwischen 1737 und der Gegenwart entstanden sind. 30 Quellen entstammen dem 18. und 19. Jahrhundert, der überwiegende Rest dem 20. und 21. Jahrhundert. Es handelt sich hier um Wortlisten von Laien, dialektale Prosatexte, Dialektgedichte, Spruchsammlungen, Texte zum Brauchtum usw., aber auch um wissenschaftliche Arbeiten zu den Dialekten des Arbeitsgebietes. Als wichtige, materialreiche und zuverlässige Quellen wurden daneben zusätzlich die Erhebungen zum „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ (SBS) und für das Gebiet südlich von Kempten auch die des „Vorarlberger Sprachatlases“ (VALTS) herangezogen, welche von geschulten Exploratoren in direkter Erhebung vorgenommen worden waren. Weitere direkte Erhebungen in der Sammel- und Auswertungsphase der Datenbank wurden nur in Einzelfällen gestartet, wenn Unklarheiten zu bestimmten Wörtern bestanden. Die so erschlossenen Quellen brachten eine Ausbeute von circa 36.000 verschiedenen Stichwörtern. Diese insgesamt lexikographisch aufzubereiten und in Buchform zu veröffentlichen, hätte die zur Verfügung stehenden Ressourcen auf jeden Fall gesprengt, so dass man sich zu einer praktikablen Lösung, nämlich der Publikation einer Auswahl entschied. Die Auswahlkriterien hierzu werden etwas karg nur in einem einzigen Satz dargelegt: „Es handelt sich hier häufig um Wörter, die neben ihrer Bedeutung meist auch interessante Details im Bereich der Sachkunde, der Volkskunde oder der Herkunft aufweisen.“ (S. 9). Das lässt der Bearbeiterin viel Interpretationsspielraum. Glücklicherweise kann man sich zu den Auswahlprinzipien ein genaueres Bild machen, denn im Anhang (S. 723–733) ist beispielhaft die Gesamt-Lemmaliste der Datenbank für den Buchstaben „F“ wiedergegeben, wobei die ins Wörterbuch übernommenen Lemmata fett hervorgehoben sind. Man sieht hier, dass in dem unpublizierten Material noch eine Menge interessanter Mundartwörter schlummern, deren Publikation das allgemeine Wissen über den lexikalischen Reichtum Bayerisch-Schwabens enorm erhöhen würde. Eine Publikation erscheint daher dringend geboten.

Die einführenden Bemerkungen zur Makro- und Mikrostruktur des Wörterbuches zeigen einen hohen Reflexionsgrad und informieren den Wörterbuchnutzer zu allen relevanten Fragen der Aufbereitung und Darstellung des Wortmaterials. Vorbildlich erscheint die innere Strukturierung der Wortartikel, die durch klare Markierungen bestimmter Informationsklassen vorteilhaft unterstützt wird. So werden Angaben zur Grammatik innerhalb der Wortartikel entweder in geschweiften Klammern oder mit dem Marker „GRAM“ klar gekennzeichnet. In geschweiften Klammern finden sich Angaben zum Genus, zur Wortart, zur Valenz der Verben (durch Angaben wie „{etw.}“, „{jmn.}“, „{mit jdm.}“ und andere oder zur Reflexivität „{sich}“). Unter „GRAM“ werden für Substantive Plural- oder Diminutivformen, für Verben die Partizipformen und für Adjektive Komparativ- und Superlativformen aufgeführt. Bedeutungsangaben folgen in der Regel nach dem Stichwort, bei Bedeutungsdifferenzierungen erfolgt Aufgliederung durch in Halbfett gesetzte arabische Zahlen, die bisweilen wieder mit Buchstaben (zum Beispiel 2a, 2b usw.) aufgegliedert sind. Vor den Bedeutungsangaben finden sich gelegentlich Hinweise zum situativen Verwendungskontext wie „pej.“, „scherzh.“, „alt“, „Kindersprache“ und Ähnliches. An die Bedeutungsangaben schließen sich in Kursiv Anwendungsbeispiele an, die entweder in der Schreibung der Quelle oder in einer weiten phonetischen Umschrift (Teuthonista-Variante) wiedergegeben werden. Sie sollen vor allem die Bedeutungen belegen. Innerhalb der Anwendungsbeispiele werden Phraseologismen, Sprichwörter, Wetterregeln usw. durch das Zeichen „♦“ markiert. Ferner gibt es die Informationsklassen „SACHK“ und „VKDE“, die für sachkundliche und volkskundliche Erläuterungen stehen. Der Marker „SPR“ leitet sprachliche Zusatzinformationen ein, wie zum Beispiel zur Aussprache, zur Verwendung oder Ähnliches.

Der Abschnitt „LTG“ (Lautung) schließt sich nach den Verwendungsbeispielen an. Hier werden in einer etwas vereinfachten Form der Lautschrift des „Sprachatlasses von Bayerisch-Schwaben“ die Lautungen des jeweiligen Dialektwortes aufgeführt, wobei versucht wird, hier alle Variantentypen zu präsentieren. Sowohl bei den Lautungen wie auch bei den Verwendungsbeispielen und



Bedeutungsangaben ist es selbstverständlich, dass jeder Beleg durch Angabe der Quelle, des Herkunftsortes oder des Herkunftsgebietes verifiziert wird. Außerdem wird immer darauf hingewiesen, wenn ein Wort in einer entsprechenden Sprachkarte des SBS oder VALTS vorkommt. Die letzte Informationsklasse eines Wortartikels leitet der Marker „HERK“ (Herkunft/Etymologie) ein. Diese etymologischen Angaben konzentrieren sich ausschließlich auf mundartliches Sonderwortgut und nicht auf Wörter, die in einschlägigen etymologischen Wörterbüchern des Deutschen nachgeschlagen werden können. Erfahrungsgemäß interessiert die Herkunft von Mundartwörtern besonders die Laienbenutzer von Wörterbüchern und so ist es sehr verdienstvoll, dass die Bearbeiterin sich der Mühe unterzogen hat, alle Mundartwörter etymologisch zu erklären und auch da, wo bisher keine sichere Etymologie geboten werden kann, dies mit Angaben wie „Herkunft unklar“, „wohl zu ...“ usw. bekennt. Die Angaben erscheinen sehr zuverlässig, nur in wenigen Fällen könnte man über die vorgelegte Deutung diskutieren (etwa bei *schönleichen* ‘wetterleuchten’, dessen erstes Glied meines Erachtens nicht zu *schön*, sondern als volksetymologische Umdeutung aus *Schein*, zu *scheinen* ‘leuchten’, zu stellen wäre). In der Regel verweisen die etymologischen Angaben auf eine mittelhochdeutsche oder althochdeutsche Ausgangsform, bei Wörtern fremder Herkunft auf die entsprechende Abgabesprache. Auffällig ist, dass auch in Bayerisch-Schwaben zahlreiche alte Entlehnungen aus der vorromanischen oder romanischen Komponente belegt sind.

Anhand der detailliert ausgearbeiteten Struktur erstreckt sich der Umfang eines Wortartikels zwischen fünf Zeilen minimal und mehreren Spalten maximal (Artikel „Teufel“ mit fünf Spalten und einer reichen Phraseologie!). Die durchschnittliche Länge eines Artikels dürfte knapp bei einer halben Spalte liegen.

Die gut reflektierte Struktur der Artikel, die sorgfältige Aufbereitung des Wortmaterials und die sehr gute Vernetzung der Artikel untereinander mit Verweisen auf bedeutungsgleiche Varianten machen dieses Wörterbuch zu einem sehr benutzerfreundlichen und zuverlässigen Nachschlagewerk, das durch die Tatsache, dass jedes Wort- oder Textbeispiel durch Quellen- bzw. Ortsangabe belegt wird, wissenschaftlichen Standards genügt. Bedingt durch die oben dargelegte Auswahl dominiert der Wortschatz aus der alten ländlich-bäuerlich geprägten Arbeitswelt, wie sie zu Anfang des 20. Jahrhunderts noch weit verbreitet war. Dieser Wortschatz ist jedoch geprägt von einer großen Variantenvielfalt, die den sprachlichen Reichtum, aber auch die Sprachgeschichte und das Alltagsleben, in dem Raum zwischen Ries und Allgäu und zwischen Iller und Lech aufscheinen lässt. Es ist für den mundartlich und volkskundlich Interessierten eine reiche Fundgrube, die viele neue Erkenntnisse und Überraschungen bereit hält. Dass ein Wörterbuch solchen Typs einen großen Benutzerkreis anspricht, zeigt allein die Tatsache, dass die erste Auflage kurze Zeit nach Erscheinen ausverkauft war, so dass sofort eine zweite Auflage folgen musste.

Der Herausgeber WERNER KÖNIG und die Bearbeiterin BRIGITTE SCHWARZ haben mit diesem Wörterbuch trotz bescheidener finanzieller Unterstützung ein vorbildliches, umfangreiches und dennoch preiswertes Werk auf den Weg gebracht und publiziert. Es bleibt zu wünschen, dass auch das noch nicht publizierte Wortmaterial aus der nun schon vorliegenden Basisdatenbank ebenfalls in einer vergleichbar zuverlässigen Publikation herausgebracht werden könnte.

#### LITERATUR

- Bayerisches Wörterbuch (BWB) (2002 ff.). Herausgegeben von der Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. München: Oldenburg; ab 2014: Berlin: De Gruyter.
- Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben (SBS) (1996–2009). Herausgegeben von WERNER KÖNIG. 16 Bände. Heidelberg: Winter (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 1).
- Vorarlberger Sprachatlas mit Einschluss des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS) (1985–2006). Herausgegeben von EUGEN GABRIEL. 7 Bände. Bregenz: Vorarlberger Landesregierung.

Gabsheim

RUDOLF POST

ALFRED LAMELI (2013): *Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland*. Berlin/Boston: De Gruyter. XII, 355 S. (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 54). € 99,95

Ziel der Habilitationsschrift von ALFRED LAMELI ist es, „die arealtypologische Komplexität der historischen Dialekte in Deutschland auf der Grundlage eines Korpus sprachlicher Daten zu analysieren und in ein linguistisch tragfähiges Modell zu überführen“ (S. 26). Durch die Reanalyse traditioneller Ansätze erfolgt eine Neubewertung der sprachlichen Situation im 19. Jahrhundert, wobei verschiedenartige methodologische Zugänge kombiniert werden. Ebenfalls soll die Erstreckung der modernen Regionalsprachen aus den historischen Dialekten abgeleitet und der „Zusammenhang zwischen den belegten arealtypologischen Strukturen und der Dynamik der Dialekte“ geklärt werden (S. 27). Diese Aufgaben gehören zu den zentralen Anliegen der Regionalsprachenforschung (vergleiche SCHMIDT / HERRGEN 2011, 74).

Ausgehend von der Annahme, dass sich die Grenzen der modernen Regionalsprachen aus den historischen Dialekten ableiten lassen, setzt LAMELI bei den qualitativ gewonnenen traditionellen Dialekteinteilungen an und übernimmt deren Kriterien zur Definition einzelner Sprachräume. Um das Problem der sprachräumlichen Komplexität neu operationalisieren zu können, das in älteren Untersuchungen durch die Dominanzsetzung ausgewählter Parameter ausgeblendet wurde, setzt LAMELI unterschiedliche quantitative Verfahren (Dialektometrie, Bioinformatik, Geostatistik) zur Analyse der dialektalen Raumstrukturen ein. Beschreibung und Erprobung dieser Verfahren stellen wesentliche Anliegen der Studie dar.

Als Ortsnetz wählt LAMELI die Landkreise der Bundesrepublik Deutschland, insgesamt 439 Flächeneinheiten, wodurch auch ein Vergleich mit außerlinguistischen Daten ermöglicht wird. Als Materialbasis werden die Daten des „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ verwendet, als linguistische Variablen die phonetisch-phonologischen und morphologischen Merkmale, die FERDINAND WREDE (1937) für die Gliederung des Dialektraums nutzte. Auf diese Weise ist eine gute Vergleichbarkeit mit älteren Dialekteinteilungen gegeben. Insgesamt sind 66 Variablen in die Untersuchung einbezogen, die durch insgesamt 383 Varianten realisiert werden.

In vier gesonderten Zugriffen (Kap. 4–7) werden die Raumstrukturen analysiert, wobei zunächst ein Modell erstellt wird, das die komplexe Struktur des Sprachraums nicht-räumlich abbildet. Danach werden allgemeine und spezielle Strukturmuster erörtert und schließlich dialektale Großräume identifiziert.

Die erste Visualisierung von Dialektdistanzen erfolgt mithilfe des Neighbor Nets (Kap. 4). Ergebnis ist ein Bündel von Linien, die von einer gemeinsamen Basis ausgehen. Die Länge der Linien kennzeichnet die Unterschiedlichkeit der Dialekte, Querverbindungen signalisieren Ähnlichkeiten. Mit Hilfe des Bootstrappings, eines mehrfach angewandten Resampling-Verfahrens, können die Werte validiert werden.

Die Fokussierung allgemeiner Strukturmuster (Kap. 5) erfolgt in drei Schritten. Anschließend an eine Variationsanalyse werden taxonomische und schließlich probabilistische Vertiefungen vorgenommen. Die zur Variationsanalyse eingesetzten statistischen Verfahren lassen in unterschiedlicher Weise die räumliche Abhängigkeit der Werte aufscheinen. So können bei Anwendung geowissenschaftlicher Methoden (I-Koeffizient) zwar Raumcluster gebildet werden, die jedoch nicht mit den traditionellen Kartenbildern in Verbindung stehen. Methoden der Variographie hingegen erbringen signifikante Raummuster, wobei insbesondere die Sonderstellung des Nordfriesischen, aber auch westfälischer Ortspunkte deutlich wird. Similaritätswerte werden durch die Berechnung von Ähnlichkeiten der Landkreise ermittelt und kartographisch dargestellt. Dabei entstehen Areale, die vor allem im Westen nicht der Niederdeutsch-Hochdeutsch-Gliederung folgen. Zugleich wird eine Binnenstrukturierung dialektaler Großräume sichtbar. Werden die Similaritätswerte interpoliert (Kriging-Verfahren), damit durch Schätzwerte die Landkreisgrenzen zugunsten kontinuierlicher Übergänge aufgegeben werden können, erweist sich die Abhängigkeit des arealen Befundes von der Methode, da der sonst auffällige Ortspunkt Goslar, der den Oberharzer (hochdeutschen) Dialekt repräsentiert, aus dem Kartenbild verschwindet. Daher sind die Konsequenzen der Dateninterpolierung kritisch zu hinterfragen, zumal die gegebene Variation

innerhalb der Landkreise bei der Berechnung der Similaritätswerte durch Absolutsetzung eines einzigen Ortes ausgeschaltet wird. In einem weiteren Schritt werden besonders hohe oder geringe Ähnlichkeitswerte (Hotspots und Coldspots) fokussiert. Hotspots lassen sich im Obersächsischen nachweisen, Coldspots im Grenzsau zwischen dem Westfälischen und dem Ostfälischen sowie im Nordfriesischen. Nach Orten mit signifikant (quantitativ) ähnlicher Nachbarschaft wird mithilfe des Morans I-Indexes gesucht. Hier tritt nun Goslar aufgrund der geringen Ähnlichkeit mit den Nachbarkreisen wieder deutlich hervor, Nordfriesland in vergleichbarer Situation bleibt aber als statistisch nicht signifikant außen vor. Eine Überprüfung der spezifischen Ähnlichkeit des Kreises Goslars mit allen anderen Landkreisen (mit klassischen Verfahren der Dialektometrie, das heißt dem Abgleich der lautlichen Strings) deckt die sprachliche Verbindung zum Erzgebirgischen und zugleich den fränkischen Einfluss auf. Vor allem für das Ostmitteldeutsche wird plausibel gemacht, dass sich die mittelalterlichen Siedlungsströme im Kartenbild niederschlagen. Am Beispiel anderer Regionen (zum Beispiel des Zentralhessischen im Lahn-Dill-Kreis) wird aber auch deutlich, dass die Raumcluster nicht immer auf sprachliche Verwandtschaften schließen lassen. Über den Variationskoeffizienten werden weitere lokale Dispersionsmaße bestimmt, wobei wiederum spezifische Raumstrukturen zutage treten.

Das sechste Kapitel bietet mit der Fokussierung spezieller Strukturmuster einen Vergleich der Sprachräume. Jeweils ein Ort in den Kernarealen der Karte WIESINGERS (WIESINGER 1983) dient als Vergleichspunkt, für den die jeweiligen Similaritätswerte im Einzelnen berechnet werden. In den statistischen Analysen werden einerseits die traditionellen Dialekteinteilungen sichtbar, andererseits zeigen sich aber unterschiedliche Grade der Einbindung in den Raum. Nur wenige Schlaglichter seien hier auf die systematisch und ausführlich beschriebenen Ergebnisse geworfen: Das Nordfriesische besitzt zu allen Regionen eine mehr oder weniger große Distanz, was kongruent zur Eigensprachlichkeit des Friesischen ist. Im Ostniederdeutschen präsentiert sich das Mecklenburgisch-Vorpommersche als relativ homogenes Gebilde, wobei Ähnlichkeiten zum Westniederdeutschen teilweise ausgeprägter sind als zum Berlinischen. Das Brandenburgische steht erwartbar in engeren Beziehungen zum mitteldeutschen Raum, ist insgesamt aber heterogen in der Raumstruktur. Für das Niederfränkische kann die bekannte Sonderstellung bestätigt werden. Bei den nord- und osthessischen Dialektregionen sind deutliche Beziehungen zum Ostmitteldeutschen sichtbar. Im Schwäbischen besteht für Reutlingen ein kleinräumiger Bezug und eine enge Einbindung in die Kernlandschaft, gleichzeitig aber auch eine interne Heterogenität des schwäbischen Raums.

Das siebte Kapitel dient der Identifizierung dialektaler Großräume. Ziel ist „eine intersubjektive Klassifikation der Dialekte in Deutschland“ (S. 181). Dafür werden datenfusionierende Verfahren verwendet, das heißt, dass mittels Clusteringverfahren eine Klassifizierung der einzelnen (Landkreis-)Areale vorgenommen wird. Die Klassifizierung wird durch Bootstrapping überprüft. Ein Similaritätsmodell (S. 193) bildet die Basis für Karten, welche großräumige Dialektgebiete in unterschiedlicher Differenzierungstiefe wiedergeben. Am Beispiel des Ostfränkischen wird die Modellbildung durch Vergleich mit den Karten WREDES (1937) und WIESINGERS (1983) überprüft, wobei sich eine hohe Übereinstimmung mit WIESINGERS Kartenbild herausstellt. In der Diskussion verdeutlicht LAMELI, dass die Unterschiede zwischen WREDE und WIESINGER durch abweichende Gewichtungen der Merkmale bedingt sind. Die Ergebnisse bestätigen insgesamt die traditionelle Einteilung der dialektalen Großräume. Im Einzelfall können Besonderheiten herausgestellt werden, die entweder von den traditionellen Kartenbildern abweichen oder sich auf dialektgeographische Zweifelsfälle beziehen. Besonders auffällig sind das Hervortreten eines westdeutschen Areals, das eine Sonderstellung des Mittelfränkischen indiziert, die verhältnismäßig große Homogenität des Niederdeutschen, das in der Binnengliederung wiederum eher in einen nordniederdeutschen und einen südniederdeutschen Subraum gegliedert werden kann und nicht – wie in den traditionellen Karten vorrangig – in ein west- und ostniederdeutsches Gebiet, sowie die enge Verbindung zwischen dem Ostfränkischen und dem Bairischen. Diese Ergebnisse werden im Einzelnen mit Blick auf die Forschungslage (auch unter Einbeziehung neuerer perzeptionslinguistischer Untersuchungen) erläutert und historisch perspektiviert. Besonders interessant sind im Zusammenhang mit dem Westdeutschen die Auswertungen zum Ripuarischen und zum

Niederfränkischen, da bei beiden enge Beziehungen zum Niederdeutschen deutlich werden. Ebenso kann Brandenburg aufgrund der Ähnlichkeiten mit dem Berlinischen als „Sonderraum“ (S. 222–225) beschrieben werden, wodurch die sprachliche Entwicklung im 19. Jahrhundert im Datenmaterial des Sprachatlasses sichtbar wird, die durch die traditionelle Dialekteinteilung mit dem Sonderstatus Berlins in brandenburgischer Umgebung („Berliner Trichter“) verdeckt blieb.

Die Dynamik des Dialekts wird in drei Schritten (Kap. 9–11) untersucht, einmal mit Blick auf den Einfluss der Schriftsprache, dann als „Spiegel kultureller Identität“ (S. 257) und schließlich im Vergleich zu rezenten Dialektarten.

Für die Analyse des Zusammenhangs von Schriftsprache und dialektaler Ausprägung (Kap. 9) wird für jeden Landkreis die Schnittmenge der sprachlichen regionalen Varianten mit der Schriftsprache (des 19. Jahrhunderts) ermittelt. Der Grad der Nähe wird mit dem Begriff der Skriptizität gefasst (S. 232). Wenig erstaunlich ist in diesem Zusammenhang, dass die niederdeutschen und niederfränkischen Landkreise die geringste Ähnlichkeit mit der Schriftsprache aufweisen, die größte Ähnlichkeit hingegen im ostmitteldeutschen Sprachraum besteht (Abb. 9-1 und Abb. 9-2 haben eine fehlerhafte Legende. Es werden drei Karten genannt, aber nur zwei abgebildet). In der Regel besteht ein enger Zusammenhang zwischen Skriptizität und Similarität, allerdings räumlich in unterschiedlicher Ausprägung. Die Berechnung eines Skriptizitätsquotienten soll dazu dienen, den Einfluss der Schriftsprache auf einen Ort herauszustellen. Dabei kommt LAMELI zu dem überraschenden Ergebnis, dass nicht nur der ostmitteldeutsche Raum und das anschließende Ostfränkisch hohe Werte aufweisen, sondern sich auch an den Grenzen der durch die Similaritätsanalysen konturierten Dialekträume erhöhte Werte zeigen. Daraus schließt LAMELI, „dass sich die Ausgleichsprozesse zwischen den Großräumen Niederdeutsch, Westdeutsch und Hochdeutsch an den Grenzen unter einer besonderen Vermittlung der Schriftsprache vollziehen“ (S. 244). Aus dem Befund leitet LAMELI auch ab, dass es im niederdeutschen Sprachraum im 19. Jahrhundert keine nachhaltigen Akkomodationsprozesse gegeben habe. Wenn er allerdings konstatiert, dass sich der Übergang zum Hochdeutschen „fast ohne Wechselwirkungen vollzogen habe“ (S. 245), bleibt unberücksichtigt, dass sich bereits im 18. Jahrhundert ein regionales Hochdeutsch mit deutlichen niederdeutschen Substratformen (Missingsch) herausgebildet hat. Missingschformen sind in der Datengrundlage deshalb nicht enthalten, weil sie in Koexistenz mit niederdeutschen Basisdialekten bei der Übersetzung der Wenkersätze keine Rolle spielten. Für den hochdeutschen Bereich wird die erwartbar höhere Sensitivität der Dialekte für schriftsprachliche Einflüsse konstatiert. Aus der Korrelation der Daten für Similarität und Skriptizität im hochdeutschen Sprachraum schließt LAMELI, dass hier die Grenzen landschaftlicher Oralisierungsnormen mit den Einheiten des Similaritätsmodells übereinstimmen. Die Ergebnisse sind auch unter sprachhistorischer Perspektive aussagekräftig, was LAMELI vor allem an der Sonderstellung des ostmitteldeutschen Raumes herausarbeitet. Denn die Daten stützen die Hypothesen zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache und insbesondere die Hypothese der Existenz eines erweiterten historischen Osthochdeutschen.

Um „den übergeordneten wissenschaftlichen Wert der vorliegenden Dialektarten für die Analyse kultureller Identitäten [...] aufzuzeigen“ (S. 257), werden zwei Einzelstudien miteinander kombiniert. Auf der Mikroebene wird die Ausbreitung des Lambdazismus als ausgesprochenes Grenzphänomen im Rhein-Neckar-Raum untersucht. Erklärt wird der Gebrauch des Lambdazismus mit der kulturellen Ausrichtung der Sprecher zum Mitteldeutschen, was als Versuch interpretiert wird, eine *wir*-Identität herzustellen. Auf der Makroebene werden Daten zur Binnenmigration mit Dialektarten in Zusammenhang gebracht, wobei hervorgehoben wird, dass die Wahl des Migrationsziels (nach Herausrechnen von Störfaktoren) insbesondere dadurch beeinflusst wird, dass es demselben Dialektraum wie der Herkunftsort der Migranten angehört (S. 280 ist eine falsche Karte abgedruckt: Für die Überblendung mit der WIESINGER-Karte wurde versehentlich die Ähnlichkeitskarte des Rhein-Neckar-Kreises anstelle der von Worms verwendet). Beide Teilstudien eröffnen neue Sichtweisen, sind aber auch skeptisch zu beurteilen. Denn zum einen belegt der Lambdazismus mit der Ausrichtung auf einen benachbarten Sprachraum gerade keine Autozentrierung. Zum anderen ist im Hinblick auf die Migrationsstudie nicht nur eine Migration innerhalb eng benachbarter Landkreise zu konstatieren, sondern insbesondere auch (ebenfalls

nach Herausrechnen von Störfaktoren) über große Distanzen aus strukturell stark abweichenden Sprachräumen (zum Beispiel Vorpommern, Sachsen). Hier sind die quantitativen Studien zwar sehr inspirierend, bleiben ohne qualitative Unterfütterung meines Erachtens dennoch ein wenig spekulativ. Dass in diesem Zusammenhang nicht problematisiert werden konnte, welche Rolle andere Faktoren neben der Sprache für die Stiftung kultureller Identität spielen, versteht sich.

Der Sprachwandel wird untersucht, indem die WENKER-Daten mit Daten des „Bayerischen Sprachatlasses“ verglichen werden. Probleme, die methodisch durch den unterschiedlichen Feinheitegrad der Notationen hinsichtlich der Vergleichbarkeit auftreten, werden sorgfältig diskutiert. Die Ergebnisse werden auf verschiedene Weise graphisch dargestellt, einmal in Form von Boxplots für die Darstellung der mittleren Ähnlichkeit aller Landkreise und in Form von Similaritätsmodellen (Neighbor Net) im Vergleich der Zeitschnitte. Beide Darstellungen weisen auf einen Sprachwandel hin, vor allem auf Ausgleichsprozesse. Auffällig ist nicht nur die erwartbare geringe Stabilität der Stadtkreise, sondern auch ein Zwischenbereich zwischen dem Schwäbischen und dem Bairischen. Für die neueren Sprachdaten wird eine größere Ähnlichkeit mit der Schriftsprache sichtbar, insbesondere im Ostfränkischen und in München. Spezifischere Untersuchungen werden an drei Kreisen durchgeführt, am Stadtkreis Augsburg, an Dillingen und am Stadtkreis Passau, wobei Ähnlichkeiten mit anderen Landkreisen in diachroner Perspektive diskutiert und mit Migrationsdaten abgeglichen werden. Auch hier ist zu fragen, ob die Daten tatsächlich darauf hindeuten, dass Migration bevorzugt sprachraumbezogen stattfindet, da beispielsweise im Hinblick auf Augsburg die Migrationsbewegungen eher zu den historischen WENKER-Arealen als zu rezenten Spracharealen passen.

Insgesamt hat LAMELI eine sehr inspirierende Studie vorgelegt, in der er ein differenziertes Arsenal quantitativer Methoden vorstellt, das weit über die gängigen Verfahren der Dialektgeographie/Dialektometrie hinausführt. Dabei werden sowohl Chancen als auch Grenzen deutlich. Insbesondere am Beispiel des Landkreises Goslar kann gezeigt werden, in welchem Maße die Ergebnisse von den gewählten statistischen Verfahren abhängig sind. Durch das Similaritätsmodell werden die traditionellen dialektgeographischen Grenzen im Großen und Ganzen bestätigt, gleichzeitig aber wird eine neue Gewichtung vorgeschlagen. Dies betrifft sowohl das westdeutsche Areal als auch die Binnengliederung des Niederdeutschen. Beides sollte in künftigen Dialektkartierungen berücksichtigt werden. Das Similaritätsmodell bietet sich vor allem zur Identifizierung großräumiger Regionalsprachen an und schafft damit ein Bezugssystem für künftige Forschungen zur Sprachdynamik.

#### LITERATUR

- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / JOACHIM HERRGEN (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Erich Schmidt.
- WIESINGER, PETER (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: BESCH, WERNER / ULRICH KNOOP / WOLFGANG PUTSCHKE / HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 807–900.
- WREDE, FERDINAND (1937): Ferdinand Wredes Einteilungskarte der deutschen Mundarten. In: MITZKA, WALTHER / BERNHARD MARTIN (Hg.): Deutscher Sprachatlas. 9. Lieferung. Karte 56. Marburg: Elwert.

Hamburg

INGRID SCHRÖDER

ADRIAN LEEMANN (2012): *Swiss German Intonation Patterns*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins. 331 pp. (Studies in Language Variation. 10) € 105,-

Bei dem vorliegend besprochenen Buch handelt es sich um die Dissertationsschrift, mit der ADRIAN LEEMANN 2009 an der Universität in Bern promoviert wurde. Erklärtes Ziel der darin beschriebenen Untersuchung ist, „to provide an adequate description to the *f0* contours of spontaneous speech of Bern, Grisons, Valais, and Zurich dialect and [...] to fill the gap on Swiss German dialectal intonation“ (S. 2). Die Studie ist im Rahmen des von 2005–2008 durch den Schweizerischen Nationalfonds geförderten Projekts „Quantitative Ansätze zu einer Sprachgeographie der schweizerdeutschen Prosodie“ (Leitung: IWAR WERLEN, BEAT SIEBENHAAR) durchgeführt worden. Von LEEMANN analysiert werden spontansprachliche Interviews mit 40 Abiturienten, je zehn aus den Kantonen Bern, Graubünden, Wallis und Zürich. LEEMANN konzentriert sich dabei auf die intonatorischen Aspekte der Prosodie, solche also, die als Tonhöhe wahrgenommen werden bzw. als Grundfrequenz ( $F_0$ ) messbar sind. Die Grundfrequenz der Äußerungen wird in einem Analyse-durch-Synthese-Verfahren auf Basis des Command-Response-Modells untersucht, das von FUJISAKI und HIROSE für das Japanische entwickelt wurde (vergleiche FUJISAKI / HIROSE 1982). Nach LEEMANN handelt es sich dabei um die erstmalige Anwendung des Modells auf spontansprachliche Daten (S. 290).

Das Buch enthält insgesamt 14 Kapitel: Auf eine kurze Einleitung folgt in den Kapiteln 2 und 3 eine Auseinandersetzung mit allgemeinen Aspekten und zentralen Begriffen von Prosodie und Intonation sowie mit ausgewählten Modellen zur Intonationsbeschreibung. In Kapitel 4 werden das in der vorliegenden Untersuchung adaptierte Command-Response-Modell und bisherige Anwendungen auf das Deutsche vorgestellt. Den Abschluss des Theorieteils bildet ein Kapitel zum Schweizerdeutschen, insbesondere zur schweizerdeutschen Prosodie. Die restlichen neun Kapitel sind der Darstellung der empirischen Untersuchung und ihrer Ergebnisse gewidmet.

In Kapitel 6 werden zunächst einmal die Methoden des Projekts insgesamt und der eigenen Studie im Speziellen präsentiert. Mit den vier Erhebungsorten (Brig im Kanton Wallis, Bern im Kanton Bern, Chur im Kanton Graubünden, Winterthur im Kanton Zürich) sind die vier wichtigsten dialektalen Großräume der Deutschschweiz in der Untersuchung vertreten. Aus den im Projekt insgesamt 96 aufgezeichneten Schülerinnen und Schülern wählt LEEMANN zufällig 40 aus, das heißt zehn pro Ort, wobei jeweils gleich viele männliche und weibliche Sprecher vertreten sind. Die Aufnahmen bestehen aus jeweils vier Teilen: einem halbstrukturierten Interview mit möglichst offenen Fragen, der Beschreibung des jeweiligen Lieblingsspiels, einer Bildbeschreibung sowie der Beschreibung einer Bildergeschichte. Da die Interviews in der Regel circa 90 % der Aufnahme eines Sprechers ausmachten, wurden diese in der vorliegenden Untersuchung nur dann durch die übrigen Aufzeichnungen ergänzt, wenn das Interview eines Informanten nicht ausreichend viel Material enthielt. Der wichtigste Schritt für die geplanten quantitativen Analysen des Korpus ist die Datenaufbereitung und -annotation, da nur die in diesen Schritten vorgenommenen Klassifikationen in den statistischen Auswertungen berücksichtigt werden können. Die Aufbereitung bestand im Projekt aus einer SAMPA-Transkription der Gespräche und einer Segmentierung auf Lautebene, für die klare Regeln festgelegt wurden (zum Beispiel wurde bei Plosiven sowohl die Verschlussphase als auch die Lösungsphase abgegrenzt). Die Annotation von linguistischen, paralinguistischen und non-linguistischen Variablen erfolgte auf Silbenebene, wobei die Festlegung von Silbengrenzen an SIEVERS' Sonoritätshierarchie orientiert erfolgt: „Syllable boundaries are placed in such a way that the sound with least sonority is always located in onset initial position, whereby extra-syllabic material is assembled in the coda“ (S. 125). Es werden also klare Kriterien für die Syllabifizierung von „syllable[s] in an acoustic sense“ (S. 125) angelegt, das Ergebnis stimmt aber nicht zwangsläufig mit dem Ergebnis anderer Abgrenzungsmodi überein und wirkt mitunter unintuitiv, wie zum Beispiel in der Äußerung „*also hEt m\* dip IS m\* diplOm'i\*rt*“ ('*also hat man Dip ist man diplomiert*'), die folgendermaßen syllabifiziert wird: al-so-hE-tm\*-di-p-I-Sm\*-di-pIO-m'i\*rt (vergleiche S. 220–221). Linguistische Variablen, die annotiert wurden, sind der normative Wortakzent (= *stress*), die erste akzentuierte Silbe in einem Akzentkommando und die Wortklasse (lexikalisches vs. grammatisches Wort).

Als paralinguistische Variablen wurden die Folgenden erfasst: (1) Fokus, wobei LEEMANN sich auf engen Fokus beschränkt, vor allem weil die Frage nach einem syntaktisch determinierten Phrasenakzent für das Deutsche nicht geklärt sei. (2) Phrasentyp; hier unterscheidet LEEMANN zwischen beendenden (= „terminating“) und fortsetzenden (= „continuing“) Phrasen, womit er – teilweise explizit – Ergebnisse vorliegender Untersuchungen zur Prosodie von Spontansprache im Deutschen aufgreift (vergleiche KEHREIN 2002, GILLES 2005). Während die Variable „Phrasentyp“ die funktionale Klassifikation von Intonationsphrasen abdeckt und während für diese Klassifikation auch klare Kriterien angegeben werden, beschäftigt sich LEEMANN – wie die meisten anderen Untersuchungen zur Prosodie des Deutschen auch – nicht ausführlicher mit der Frage, wie eine Intonationsphrase überhaupt formal ohne Zirkularität abgegrenzt werden kann (vergleiche dazu auch CRUTTENDEN 1997). (3) In Anlehnung an Ergebnisse aus der internationalen Prosodieforschung, die zeigen, dass durch prosodische Mittel auch längere Redeeinheiten gebildet werden können, werden auch Informationen annotiert, die zu solchem „Prosodic paragraphing“ beitragen können. Diese sind die Größe und die Dauer des Phrasenkommandos der jeweils vorhergehenden Phrase sowie die Stärke der Pause (zum Beispiel ihre Dauer), die der jeweiligen Phrase vorausgeht. Als non-linguistische Variablen wurden schließlich noch die Artikulationsrate (hier wurden je Dialekt drei Typen von Sprechern unterschieden: langsam, normal, schnell), Emotion und Geschlecht erfasst. Für die Variable „Emotion“ wurde der allgemeine Eindruck, den Sprecher bei bestimmten Äußerungen vermittelt haben, klassifiziert, wobei die fünf Kategorien „Neutral“, „Happiness“, „Bored“, „Fear“ und „Disgust“ angesetzt wurden. Hier fehlt leider die Berücksichtigung jüngerer einschlägiger empirischer Arbeiten zum prosodischen Emotionsausdruck im Deutschen vollständig (zum Beispiel KIENAST 2002, PAESCHKE 2003, KEHREIN 2002). Stattdessen wird eine Aufstellung von MURRAY / ARNOTT aus dem Jahr 1993 zugrunde gelegt. Eine ebenfalls überwiegend methodische Ausrichtung hat das siebte Kapitel, in dem die Anwendung des FUJISAKI-Modells auf die zu analysierenden Sprachdaten beschrieben wird. Während hier manche Parameter (sprecherspezifisch) konstant gehalten werden, bilden andere, die variablen Parameter, die Grundlage für die jeweils spezifische Ausprägung einer  $F_0$ -Kontur und damit Gegenstand der statistischen Analysen. Dabei handelt es sich um Parameter des Phrasenkommandos (PC magnitude und PC duration), durch welche die globale  $F_0$ -Veränderung modelliert wird, sowie des Akzentkommandos (AC amplitude, AC duration und AC timing), welche die lokalen  $F_0$ -Veränderungen beeinflussen. In den Kapiteln 8 bis 11 erfolgt die detaillierte Beschreibung der statistischen Analysen (vor allem ANOVAs und t-tests) der berücksichtigten akustischen Parameter und ihrer Variation in Bezug zu den angesetzten linguistischen, paralinguistischen und non-linguistischen Variablen. Die Präsentation in den jeweiligen Unterkapiteln folgt dabei einem klaren Aufbau, der es dem Leser ermöglicht, sich schnell und gezielt über Einzelergebnisse zu informieren. Den Überblick über die Fülle an solchen Einzelergebnissen behält man allerdings nur schwer. Umso wichtiger ist es, dass LEEMANN die zahlreichen Resultate – im Anschluss an Kapitel 12, in dem mit Hilfe von Regressionsanalysen Zusammenhänge zwischen den untersuchten Parametern herausgearbeitet werden – in Kapitel 13 als „Dialect profiles“ zusammenfasst. Für jeden der untersuchten Dialekte werden hier charakteristische Eigenschaften sowie die jeweils spezifische Dialektintonation modelliert. Beides lässt sich dann abschließend zu „signature features“ der Dialekte zusammenfassen, wodurch die einzelnen Dialekte von den jeweils drei anderen Dialekten abgegrenzt werden können. Als ein wichtiges Ergebnis seiner Analysen stellt LEEMANN heraus, dass durch seine Untersuchung die seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts vorgelegten impressionistischen Beschreibungen zur Prosodie Schweizer Dialekte „can essentially be corroborated in this study via fundamental frequency analysis based on Command-Response modeling (Fujisaki & Hirose 1982), bivariate statistical analyses, and multiple linear regression models“ (S. 294). So zeichnet sich der Berner Dialekt nicht nur durch eine spät ansteigende Grundfrequenz in Akzentsilben, sondern vor allem durch lange Akzentkommandos aus. Letztere Eigenschaft lässt sich auf die als Stereotyp für Berner Sprecher geltende langsame Sprechgeschwindigkeit zurückführen. Für Sprecher aus Graubünden gibt MEINHERZ (1920, 37) an, der „musikalische Gang der Rede ist leicht wiegend, einer Wellenlinie vergleichbar“. Dies zeigt sich bei LEEMANN'S Parametern durch höhere Phrasenkommandos

und nur geringe Unterschiede der Grundfrequenz auf akzentuierten und nichtakzentuierten Silben. Die Intonation des untersuchten Graubündner Dialekts ist auch die durch die statistischen Modelle am besten vorhersagbare, die am wenigsten von den linguistischen, paralinguistischen und non-linguistischen Variablen beeinflusst wird. Für Sprecher aus dem Wallis merkt WIPF (1910, 17) an, man habe, „sobald man überhaupt merkt, daß die Leute deutsch und nicht etwa romanisch reden [...], die beinahe ärgerliche Empfindung, als legten die Leute mit Fleiß auf die unbedeutendsten Silben einen möglichst starken Akzent“. Diese Einschätzung spiegelt sich in LEEMANN'S Ergebnissen beispielsweise durch besonders hohe präfokale Akzente wider. Für seine Züricher Daten findet LEEMANN dagegen keine besonderen Merkmale, was wiederum zu der generellen Einschätzung passt, es handele sich bei diesem Dialekt um den als am „neutralsten“ wahrgenommenen Schweizer Dialekt (vergleiche etwa RIS 1992 oder CHRISTEN et al. 2015). Abschließend stellt der Autor noch großräumige, sprachgeographische Unterschiede zwischen den untersuchten Dialekten vor: einerseits der Alpenraum vs. der Mittelländische Raum sowie andererseits die westlichen vs. die östlichen Dialekte. Diese werden als soziolinguistisch bedingt oder als Resultate des Sprachkontakts zu romanischen Sprachen bzw. dem Standarddeutschen in Deutschland erklärt.

ADRIAN LEEMANN bearbeitet in seiner Monographie eines der bis heute größten und daher auch nach wie vor ungelösten Probleme der Prosodieforschung: der Vergleich spontansprachlicher Äußerungen hinsichtlich ihrer prosodischen Form. Das Spektrum der dafür bisher vorgeschlagenen Lösungen reicht von einem Vergleich (fast) des vollständigen akustischen Signals, was aber bisher nur für die Prosodie der Diskurspartikel *hm* umgesetzt wurde (vergleiche BANDT et al. 2001), über verschiedene Vereinfachungsstufen der Prosodie bis hin zur Beschreibung der Intonation mit nur zwei relationalen Tönen in der ToBI-Tradition. LEEMANN wählt für seine Untersuchung das Command-Response-Modell von FUJISAKI / HIROSE (1982) und wendet es erstmals auf Spontansprache an. Dieser Ansatz erlaubt es, die Grundfrequenzverläufe von Äußerungen bzw. Äußerungsteilen als sich überlagernde lokale und globale  $F_0$ -Veränderungen, die durch eine begrenzte Zahl an Parametern erfasst werden können, zu modellieren. Dabei handelt es sich um einen vielversprechenden Ansatz, der derzeit allerdings noch nicht vollständig ausgereift ist. Wie auch LEEMANN hervorhebt, ist das Modell beispielsweise noch nicht in der Lage, global (langsam) steigende Intonationsverläufe zuverlässig zu bilden. Sein ausgeprägtes Problembewusstsein veranlasst den Autor zu einer angemessenen Zurückhaltung bei der Interpretation und Verallgemeinerung seiner Ergebnisse. Dass die für die einzelnen Dialekte ermittelbaren bzw. nicht ermittelbaren intonatorischen Profile nicht so klar und hinsichtlich jeweils einer größeren Zahl an Parametern differenzierend sind oder dass die angesetzten linguistischen, paralinguistischen und non-linguistischen Variablen relativ wenig Erklärungspotenzial für  $F_0$ -Variation besitzen, war sicher nicht das erhoffte Resultat der aufwändigen Studie. Dieses Fehlen klarer Zusammenhänge bei gleichzeitig großer Exaktheit bei der empirischen Arbeit darf aber nicht unterschätzt werden, zeigt es doch, an welchen Stellen man bei künftigen Untersuchungen Modifikationen und Erweiterungen vornehmen könnte. Beispielsweise wurden wichtige Aspekte, die gerade in spontansprachlichen Daten auftreten, in der Annotation nicht berücksichtigt. Dazu gehören zum einen Äußerungsabbrüche, Wiederholungen oder auch Korrekturen. Zum anderen wären auch die durch Prosodie unterstützte inhaltliche Strukturierung von Äußerungen und die Kommunikationsorganisation systematisch zu berücksichtigen. Auch wenn sich ein paar handwerkliche Fehler, wie zum Beispiel Verweise auf Publikationen, die im Literaturverzeichnis keinen Eintrag haben (zum Beispiel GÜNTHER 1999, SIEBENHAAR 1999 oder ULBRICH 2004), sowie in mehreren Kapiteln unlogische Nummerierungen (zum Beispiel 4.4.2.1, ohne dass es ein 4.4.2.2 gibt), störend auf die Lektüre auswirken, wird die von LEEMANN vorgelegte Arbeit ihrem selbstgesteckten Ziel vollständig gerecht und leistet einen sehr wichtigen Beitrag zur Prosodieforschung zum Deutschen bzw. zu seinen Varietäten.



## LITERATUR

- BANDT, CHRISTOPH / BERND POMPE / PETER STREUFERT / PETER ZORN (2001): Ein Verfahren zur mathematischen Abstandsbestimmung von Diskurspartikeln: Form-Funktions-Korrelation. In: SCHMIDT, JÜRGEN ERICH (Hg.): *Neue Wege der Intonationsforschung*. Hildesheim [u. a.]: Olms (Germanistische Linguistik. 157–158), 51–72.
- CHRISTEN, HELEN / NADJA BUCHELI / MANUELA GUNTERN / ALEXANDRA SCHIESSER (2015): *Ländere<sup>n</sup>*: Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum. In: KEHREIN, ROLAND / ALFRED LAMELI / STEFAN RABANUS (Hg.): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*. Berlin: De Gruyter, 621–643.
- CRUTTENDEN, ALAN (1997): *Intonation*. Second Edition. Cambridge: Cambridge University Press.
- FUJISAKI, HIROYA / KEIKICHI HIROSE (1982): Modeling the dynamic characteristics of voice fundamental frequency with applications to analysis and synthesis in intonation. In: *Preprints of the Working Group on Intonation*. 13th International Congress of Linguistics. Tokyo, 57–70.
- GILLES, PETER (2005): *Regionale Prosodie im Deutschen. Variabilität in der Intonation von Abschluss und Weiterverweisung*. Berlin [u. a.]: De Gruyter.
- KEHREIN, ROLAND (2002): *Prosodie und Emotionen*. Tübingen: Niemeyer.
- KIENAST, MIRIAM (2002): *Phonetische Veränderungen in emotionaler Sprechweise*. Aachen: Shaker.
- MEINHERZ, PAUL (1920): *Die Mundart der Bündner Herrschaft*. Frauenfeld: Huber.
- MURRAY, IAIN R. / JOHN L. ARNOTT (1993): Toward the simulation of emotion in synthetic speech: A review of the literature on human vocal emotion. In: *The Journal of the Acoustical Society of America* 93 (2), 1097–1108.
- PAESCHKE, ASTRID (2003): *Prosodische Analyse emotionaler Sprechweise*. Berlin: Logos.
- RIS, ROLAND (1992): Innerethik der deutschen Schweiz. In: HUGGLER, PAUL (Hg.): *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*. Zürich: Offizin, 749–766.
- WIPF, ELISA (1910): *Die Mundart von Visperterminen im Wallis*. Frauenfeld: Huber.

Marburg

ROLAND KEHREIN

CHRISTINA MANTHE (2013): *Deverbale Verben und Aktionsartlichkeit. Eine Analyse der suffixal und implizit derivierten Verben des Deutschen, ihrer Ableitungsmorpheme und Modifikationen*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. 236 S. (PHILOLOGIA – Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse. 174). € 79,80

Ein Blick in ältere und neuere Darstellungen der deutschen Grammatik zeigt, wie begrüßenswert eine Monographie ist, die sich nun mit der Problematik der Aktionsarten im Deutschen befasst. Die einzelnen Werke zur germanistischen Sprachwissenschaft unterscheiden sich aber mehr oder minder hinsichtlich der Festlegung und Abgrenzung der Begriffe, wobei unterschiedliche Auffassungen vor allem bei den Termini „Aspekt“ und „Aktionsart“ der Anfangsphase der Forschung zuzuschreiben sind.

Das vorliegende Buch ist aus einer in Oldenburg angenommenen Dissertation hervorgegangen und widmet sich einer Erscheinung, die in den letzten Jahren immer wieder diskutiert worden ist. Das Buch beginnt mit einem einleitenden Kapitel, in dem CHRISTINA MANTHE von dieser Forschungssituation ausgeht (S. 11–42). In diesem Abschnitt wird ein einführender Überblick über die folgenden Kapitel gegeben und die bisherige Forschung behandelt. Dabei geht MANTHE von der Prämisse aus, dass es bei der Analyse der Beziehungen von Wortbildungsprozessen und dabei auftretender Aktionsartlichkeit wesentlich ist, zwei Bereiche linguistischer Forschung zu vereinen, und zwar Wortbildung und Aspektualität. Diese beiden Bereiche sind insofern eng verbunden, als bei der Derivation Aspektualität morphologisch markiert wird. Hierbei zeigt die Autorin die Fähigkeit, Texte kritisch zu reflektieren und sie in einen Zusammenhang setzen zu können. Im Einzelnen geht es um diachronische Studien zur Suffigierung und impliziter Derivation im Deutschen, synchronische Studien zur Suffigierung und impliziter Derivation in der deutschen Sprache der Gegenwart, historisch-synchronische Studien zur Suffigierung und impliziter

Derivation im Deutschen, verwendete Wörterbücher, Literatur zur Aspektualität, Aktionalität und Aktionsartlichkeit im Deutschen, Vorgehensweise und terminologische Vorbemerkungen.

Der anspruchsvolle theoretische Teil der Untersuchung umfasst prinzipielle Ausführungen zur Aktionsartlichkeit im Deutschen, wobei insbesondere verschiedene Theorien zur Aktionsartlichkeit deutscher Verben, die in der Linguistik Anerkennung gefunden haben, dargestellt werden (S. 43–74). Unter den quantitativen Theorien ist die von ZENO VENDLER (1967) zu nennen, weil sie aufgrund ihrer Bedeutsamkeit in den sprachwissenschaftlichen Kreisen vielfach aufgegriffen und variiert worden ist, zum anderen sowohl den Gegensatz statisch/dynamisch als auch telisch/atelisch einschließt. An VENDLERS Überlegungen kann analysiert werden, wie sich diese Kategorisierungen auf aktionsartlich geprägte Derivate auswirken. VENDLER unterteilt Verben in *activity* und *state*. *Activities* entsprechen Prozessen, also Handlungen und Vorgängen, *states* Zuständen, so dass die Grundlage seiner Theorien die Unterscheidung in dynamische Aktivitäten und statische Zustände darstellt. Bei den Aktivitäten werden Verben eingeordnet, die phasenhaft sind, bei denen der Handlungsverlauf aus aufeinander folgenden Teilphasen besteht. Die Obergruppe der Aktivitäten teilt VENDLER dann noch einmal in die eigentlichen Aktivitäten als nicht abgeschlossene, atelische Verben und abgeschlossene, telische *accomplishments* (S. 53). Im Gegensatz dazu werden Zustände als aus einer einzigen Phase bestehend definiert. Dem eigentlichen Zustand entsprechen andauernde/lineare atelische Verben, punktuelle telische werden als *achievements* bezeichnet.

Ferner werden im theoretischen Teil die grundlegenden Eigenschaften der Kategorien „Aspekt“, „Aktionsart“ und „Verbalcharakter“ behandelt. In der Definition dieser Kategorien folgt MANTHE der heute allgemein akzeptierten Auffassung. Dabei wird Aspekt als Ausdruck der Sichtweise des Sprechers definiert, der das Verbalgeschehen in „abgeschlossen“ (perfektiv) oder „nicht abgeschlossen“ (imperfektiv) aufteilt.<sup>1</sup> Aktionsart werde als Ausdruck der Beschaffenheit des Verbalgeschehens in Bezug auf unterschiedliche Faktoren wie Dauer, Intensität oder Phasenhaftigkeit verstanden. Aktionsarten stellen eine offene Klasse dar, durch die die besondere Art und Weise des Verlaufs ausgedrückt wird. Sie bezeichnen ein semantisches oder zeitliches Gliederungsmerkmal im Rahmen eines komplexen Prozesses. Sowohl Aspekte als auch Aktionsarten dienen dem Ausdruck der verbalen Funktion Aspektualität, die Aktionsarten in lexikalisierter Form, die Aspekte in grammatikalisierter. Es werden weiter die Möglichkeiten aufgezeigt, die aktionsartlich geprägten Derivate zu kategorisieren. Dabei kann untersucht werden, wie sich die Aktionsartlichkeit suffixal und implizit derivierter Verben von den abgeleiteten Präfixverben unterscheidet.

Auf der Basis der wesentlichen theoretischen Schlussfolgerungen aus der Überprüfung linguistischer Klassifikationen der Aktionsarten wird in den folgenden Kapiteln untersucht, mit welchen Wortbildungsmitteln mögliche Aktionsarten des Deutschen durch deverbale Derivate gebildet werden und wie die semantischen Beziehungen zwischen Derivat und Basisverb aussehen (S. 75–194). Von großer Bedeutung ist eine präzise Zusammenstellung der deutschen deverbal derivierten Verben, die aktionsartige Erscheinungen bzw. Züge zeigen und deren Basisverb bzw. Grundwort der Gegenwartssprache noch angehört. Was die methodische Vorgehensweise der rezensierten Studie betrifft, so wurden für die Zusammenstellung der Verbpaare (deverbal deriviertes Verb vs. Basisverb) mögliche verbale Ableitungen den Verblisten ERICH MATERS entnommen und anhand der etymologischen Wörterbücher auf ihr Basiswort hin überprüft (vgl. MATER 1967; 1972). Ausgeschlossen wurden Verben, deren Basisverb der heutigen Standardsprache nicht mehr angehört, und nicht zuletzt jene Verben, bei denen die Verwandtschaft unsicher ist. Am Beginn jedes Abschnitts über eine der Aktionsarten werden die theoretischen Grundlagen der jeweiligen Modifikation erläutert und die Strukturen der untersuchten Derivate aufgezeigt. Dabei werden die Termini, Bildungsweise, Alter bzw. Belegzeit, Produktivität und Motivation untersucht. Die in das Korpus aufgenommenen Derivate werden nach morphologischen Merkmalen

<sup>1</sup> In der Fachliteratur werden als abgeschlossen angesehene Handlungen, Vorgänge und Zustände uneinheitlich als „perfektiv“, „komplexiv“, „telisch“ oder „außenperspektivisch“ bezeichnet, als unabgeschlossen angesehene als „imperfektiv“, „kursiv“, „atelisch“ oder „innenperspektivisch“.

kategorisiert und beschrieben. In dieser Hinsicht stellt sich die Autorin nicht zuletzt die Frage, welche Veränderungen die untersuchten Derivate im Vergleich zu ihrem Basisverb aufweisen bzw. auf welche aktionsartigen Funktionen die deverbale Derivationsmorpheme hinweisen. Darüber hinaus wird das semantische Verhältnis jedes Derivats zu seinem Basisverb erläutert. Es konnte von MANTHE eine Anzahl von über 180 aktionsartigen Ableitungen ermittelt werden, zum anderen fünf Kategorien von Aktionsarten. Im Einzelnen geht es um folgende Kategorien: 1. Diminutive Verben: deverbale abgeleitete Diminutiva werden meist durch das Suffix *-eln* gebildet, zum Beispiel 'bei geringer Hitze leicht kochen' wird durch das Diminutiv-Iterativum *köcheln* ausgedrückt (Basisverb *kochen*), wobei das Blubbernde des Kochens wiederholend wirkt. 2. Durative Verben: zu den Durativa zählen aktionsartige Ableitungen, die den andauernden Fortgang der Handlung des Basisverbs ausdrücken, zum Beispiel *währen* im Sinne von '(an) dauern, anhalten, längere Zeit bestehen' ist Durativ zu *wesen*. Das Basisverb in der Bedeutung '(lebend) existieren' gilt heute als veraltet, doch ist seine Präfixbildung *verwesen* ('vermodern') oft gebraucht. 3. Intensive Verben: intensive Derivate werden als aktionsartige Verben, die die Verbalhandlung ihres Basisverbs intensivieren, definiert. *Fahnden*, als intensive Ableitung zu *finden* zu stellen, ist als 'jemanden, etwas gründlich (polizeilich) suchen' definiert und damit einem Desiderativum 'zu finden streben, suchen' (vergleiche ahd. *fantōn* 'suchen, erforschen'). 4. Iterative Verben: Iterativa, auch als Frequentativa bezeichnet, drücken die Wiederholung der im Basisverb gezeigten Verbalhandlung aus und werden durchweg durch Suffigierung gebildet, und zwar meist durch *-eln*, seltener durch *-ern* oder einen Sibilanten. Zum Beispiel das Verb *plätschern*, Iterativ-Diminutiv zu *platschen*, drückt aus, dass entweder Wasser oder etwas in Wasser wiederholt mit einem meist leiseren, hellen, schallenden Laut auftritt oder dass Wellen immer wieder mit meist leiseren, schallenden Lauten aneinanderschlagen. 5. Kausative Verben: Kausativa werden als Verben des „Bewirkens“ oder „Veranlassens“ beschrieben bzw. mit „bewirken oder veranlassen, dass jemand die Verbalhandlung des Basisverbs ausführt“ paraphrasiert. Das Verb *tränken* bedeutet als Kausativum zu *trinken* 'trinken machen'. Heute meint es meist 'Tiere trinken lassen, Tieren zu trinken geben' bzw. 'veranlassen, dass sich etwas mit einer Flüssigkeit vollsaugt' (vgl. hierzu auch LEISS 1992).

Dem Hauptteil schließt sich ein leicht handhabbarer Anhang an (S. 199–224), in dem sich in einem tabellarischen Überblick eine Zusammenstellung der Derivate nach Aktionsart und Ableitungsmorphem sowie Informationen zu erster Belegzeit und verwandten Ableitungen finden.

Das 116 Titel umfassende Literaturverzeichnis (S. 225–235) bietet sicher ausreichend Anregung zu weiterer Beschäftigung mit dem Gegenstand.

Insgesamt greift das Buch ein sehr wichtiges und aktuelles linguistisches Thema auf. Der unbestreitbare Erkenntnisgewinn wird durch die genaue Kenntnis des internationalen Forschungsstandes und die deutliche Formulierung der zentralen Probleme erreicht. Darüber hinaus ist es der Autorin gelungen, für die Darstellung der komplizierten linguistischen Problematik ein verständliches Gliederungsprinzip zu finden. Positiv hervorzuheben ist dabei das umfangreiche und sehr sorgfältig ausgewählte Beispielmateriale (insbesondere die Verbpaare „deverbales Verb“ vs. „Basisverb“), das sie für ihre Darstellung verwendet. Abschließend sei noch betont, dass hier eine Arbeit vorgelegt wurde, die meines Erachtens einen hohen theoretischen und praktischen Wert für eine fachwissenschaftliche germanistische Ausbildung hat, und zwar sowohl im deutschen Sprachraum als auch in der Auslandsgermanistik.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Für eine kontrastive Beschreibung der Aktionsart im Deutschen und Tschechischen siehe insbesondere UHROVÁ / UHER (1977).

## LITERATUR

- LEISS, ELISABETH (1992): Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung. Berlin/New York: Walter de Gruyter (Studia linguistica Germanica. 31).
- MATER, ERICH (1967): Deutsche Verben 3. Gesamtverzeichnis der Grundwörter. Stellung der Kompositionsglieder. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- MATER, ERICH (1972): Deutsche Verben 10. Ableitungen. Silben. Umlaute. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- UHROVÁ, EVA / FRANTIŠEK UHER (1977): Zur Interpretation der Aktionsart im Deutschen und Tschechischen. In: *Brüner Beiträge zur Germanistik und Nordistik* 1, 45–73.
- VENDLER, ZENO (1967): Verbs and times. In: VENDLER, ZENO (ed.) (1967): *Linguistics in philosophy*. Ithaca: Cornell University Press, 97–121.

Prag

DALIBOR ZEMAN

SUSANNE MARIA MICHAELIS / PHILIPPE MAURER / MARTIN HASPELMATH / MAGNUS HUBER (eds.) (2013): *The Atlas of Pidgin and Creole Language Structures*. Oxford: Oxford University Press. 522 pp. £ 275,-

This Atlas maps the synchronic distribution of 130 diagnostic linguistic features in 75 “Pidgins, Creoles and mixed languages”. There is a long-standing tradition of using diagnostic features in creolistics and dialectology, as they are expected to be the *tertia comperationis* needed for answering questions about typology, historical relationships, diffusion and more. Such features are meant to be features of a particular language and this raises an important issue.

The languages selected by the editors are those that have been named, listed and described by linguists, whose criteria for what constitutes a language is not necessarily consistent. Names such as Bislama, African American English, Belizean Creole or Creolese refer to ways of speaking that are highly variable synchronically. The principal investigators of the “Atlas of Pidgin and Creole Language Structures” (APiCS) project have tried to overcome this problem by asking the contributors for each language to select a “default lect”, a task I have found very difficult in the case of my contribution on Norf’k, which like some other creoles is “unfocussed” and does not have an agreed upon core grammar. The fact that contributors were asked to identify a “default lect” does not mean of course that there can be a reasonable answer to this request in all instances.

Next to the problem of handling the enormous variability in some of the languages described, there is the opposite problem of near-identity of several of the chosen languages. San Andreas and Nicaraguan Creole English and to a lesser extent Belizean and Jamaican English share most of their features, and there are good historical reasons why they might be better characterized as varieties of the same language. I have discussed the problem of identifying pidgin and creole languages in MÜHLHÄUSLER (1997, 11–15).

Though the comparison of arbitrarily chosen states can tell us little about development, the decision of the editors to include both Early Sranan and contemporary Sranan is nevertheless welcome. When comparing their features, we find that 57 are shared and 51 differ. Unfortunately, the opportunity to allow similar comparisons of well-described language states was missed in other instances as was the case for New South Wales Pidgin English and Australian Kriol; and Samoan Plantation Pidgin English and Tok Pisin, for example. In both instances, very considerable typological differences between the early and later varieties are in evidence.

I am aware that the editors have paid considerable attention to their choice of authors, but I am somewhat concerned that the Atlas features only a very small number of mixed languages for the Pacific area and Australia. Well-documented languages such as Hiri Motu of Papua, Bonin English or the Maritime Polynesian Pidgin would have enhanced its representativeness. Details about the numerous contact languages of the Pacific area can be found in WURM’S / MÜHLHÄUSLER’S / TRYON’S (1996) language atlas.

How best to represent linguistic information by means of map should have received much more attention and whilst some practical considerations are mentioned most of the theoretical questions of mapping remain unattended. The editors could have consulted, among others, the introduction to WURM / MÜHLHÄUSLER / TRYON (1996) or the contributions to LAMELI / KEHREIN / RABANUS (2010), which all address the difficulties of representing a zero-dimensional phenomenon language (or indeed linguistic features) on two-dimensional maps.

The reviewer was asked to review the atlas volume only, but to understand what APiCS is about and what possibilities it offers, it is necessary to consult the companion volumes and access information available to linguists online. Even then, a number of issues remain, prominent among them the features selected.

The features used for this atlas are meant to be “abstract structural features that make reference to structural properties that can be identified in any language” (p. xvii) and thus similar to the ones used in the “World Atlas of Language Structures” (WALS) (HASPELMATH et al. 2005). They indicate general concepts such as “identical” and “different” or semantic pragmatic concepts such as “negation” and “question”. To what extent these are language-independent remains to be seen. Negation is not a single, simple concept and its formal expression in languages cannot be equated with overt negative constructions. Again, the relationship between questions (in the sense of eliciting information) and interrogatives is very complex. The majority of English questions are probably not asked by means of interrogative structures and whether an utterance is pragmatically a question or not is often a matter of negotiation between interlocutors.

The researcher is helped by a brief chapter accompanying each map, where each feature is explained; for instance, “Reflexive Constructions” (chapter 87) are characterised as “constructions in which a participant is co-referential with another participant of the same sentence” (p. 346). The authors are aware of the difficulties caused by the fact that the expression “co-reference” is sensitive to different verbs, but there are other problems such as in closely related languages German, English and Dutch, there is considerable discrepancy between what is seen to involve co-reference and what is not. Compare German and English:

*Er hat sich erinnert.* ‘He remembered.’

*Sie hat sich verspätet.* ‘She was late.’

German and Dutch both distinguish between a weak and strong reflexive; for example Dutch *zich* and *zelf*, but the factors determining their choice differ considerably from those in choosing between *sich* and *sich selbst* in German. Dutch-derived Afrikaans also makes a distinction between the object pronoun *hom/haar* (M/F) and the much less frequently used *homself/haarself* and *sig*. Conditions different from Dutch govern their use and I am not sure that the symbol for Afrikaans reflexivization on page 349 correctly represents this.

For Tok Pisin, we are informed that there is only a compound reflexive pronoun, presumably *em yet* ‘himself, herself’, but in my corpus I have found numerous instances of another type. It is the so-called transitivity marker *-im*, which is optionally attached to a verb as in *kapul i hangamapim long diwai* ‘the tree kangaroo was hanging from the tree’. Whilst common in my recordings, this construction is rarely found in published accounts of Tok Pisin.

This brings me to an important point. The features portrayed represent the descriptive representations produced by linguists with different agendas, theoretical approaches and knowledge of the languages rather than how speakers actually use their languages. The maps thus do not necessarily represent the territory nor are they coextensive with the territory as linguists have argued in the past.

What then can the atlas do for linguists? The information on the cover of this Atlas informs us that it is a unique resource for linguists of all creeds. I am not sure myself what uses the maps can legitimately have.

Is it legitimate, for instance, to compare the features of Tayo, Reunion Creole and Haitian in order to cast light on the question whether Reunion Creole was influential in the formation of Tayo (SPEEDY 2007). Counting features leads to the result that 50 % are shared between Tayo and

Reunion Creole but only about a third between Tayo and Haitian Creole. This hardly warrants any conclusion as to the relationship between Tayo and Reunion Creole.

Given that the features on each map relate to different stages of development of Pidgins and Creoles, can they enlighten us whether a particular purely structural characterisation of Pidgins and Creoles is possible?

Do the maps tell us anything about FLEISCHMANN'S hypothesis (1986) that the Caribbean is a single "Sprachbund"?

The 130 maps of the atlas are each a self-contained account of a single feature. There is a long tradition in creolistics of asking questions about interdependency among features, for instance in implicational patterns where the presence of one feature implies that of another one. Such implicational patterns are caused by both history and nature. The presence of a less natural feature implies a more natural one and later features imply earlier ones (see BAILEY 1996). The emphasis on synchronicity and "default lects" makes it impossible to use the atlas for this important question.

Another question users of the atlas might ask is whether the rarity of certain features can tell us anything about the nature of mixed languages. Take for instance, prenasalisation, map 127, where prenasalisation appears to be quite rare. However, when I did fieldwork in the Torricelli Mountains in East Sepik in PNG, I constantly encountered constructions such as (from my corpus):

*Masta mi laik honda rendio.* 'Master I would like to order a radio.'

*Mi rendi pinis – mi ..... ndaun nau.* 'I am ready – I will come down now.'

Had this variety of Tok Pisin been spoken in any of the main coastal urban centres prenasalisation might well have become the norm. As it is, we are concerned with a historical accident and the presence or absence of other features in the default lect may tell us less about the nature of pidgins and creoles than we had hoped.

In conclusion, the APiCS project has generated a great deal of scholarly activity and stimulated a number of useful debates among creolists, for instance, on how to classify mixed and contact languages. First and foremost, its success has been the process of inquiry. To what extent the products have been successful is another matter. I have personally found the two companion volumes to the atlas excellent reading because they allow their contributors to say things they otherwise could not have said given the restrictions imposed by a default dialect. Reading their contribution, one is left with the impression that there is far less to generalise than expected and that history and variation are central to understanding contact languages and language contact.

Linguistic information can be represented in a number of ways, prose, symbols and rules, of combination and maps. Not all information is equally suited to all kinds of media. Maps in particular lend themselves to a small subset of such information. I have discussed this in MÜHLHÄUSLER (2010). Maps must enhance the information given in prose by lending themselves to portraying diffusion, development, and historical information relevant to the distribution for example. The maps in this volume under review under-exploit the medium and moreover invite unwanted conclusions and comparisons that strictly speaking should not be made.

## REFERENCES

- BAILEY, CHARLES-JAMES N. (1996): *Essays on Time-based linguistics*. Oxford: Clarendon Press.
- FLEISCHMANN, ULRICH (1986): *Das Französisch-Kreolische in der Karibik. Zur Funktion von Sprache im sozialen und geographischen Raum*. Tübingen: Narr (Tübinger Beiträge zur Linguistik. 278).
- HASPELMATH, MARTIN / MATTHEW S. DRYER / DAVID GIL / BERNARD COMRIE (2005): *The World Atlas of Language Structures*. Oxford: Oxford University Press.
- LAMELI, ALFRED / ROLAND KEHREIN / STEFAN RABANUS (eds.) (2010): *Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 2: Language Mapping*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 30.2).
- MÜHLHÄUSLER, PETER (1997): *Pidgin and Creole Linguistics*. London: University of Westminster Press.

- MÜHLHÄUSLER, PETER (2010): Mapping Linguistic Typology. In: LAMELI, ALFRED / ROLAND KEHREIN / STEFAN RABANUS (eds.): Language and Space. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 2: Language Mapping. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 30.2), 355–387.
- SPEEDY, KARIN (2007): Reunion Creole in New Caledonia: What influence on Tayo? In: Journal of Pidgin and Creole Languages 22 (2), 193–230.
- WURM, STEPHEN A. / PETER MÜHLHÄUSLER / DARRELL T. TRYON (eds.) (1996): Atlas of Languages of Intercultural Communication in the Pacific, Asia, and the Americas. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.

Adelaide

PETER MÜHLHÄUSLER

- ALAN K. SCOTT (2014): The Genitive Case in Dutch and German. A Study of Morphosyntactic Change in Codified Languages. Leiden/Boston: Brill (Brill's Studies in Historical Linguistics. 2). 384 pp. € 114,-

Der Genitiv ist in vielen germanischen Sprachen im Laufe der Zeit abgebaut worden, etwa im Englischen, in den festlandskandinavischen Sprachen und in deutschen Dialekten. Im geschriebenen Standarddeutsch hingegen ist der Genitiv erhalten und – zumindest in adnominaler Verwendung – funktional stabil, und auch im Standardniederländischen war er das wesentlich länger als im Englischen und beispielsweise Schwedischen. Dieser Gegensatz zwischen eng verwandten Varietäten ist der Ausgangspunkt für SCOTTS Untersuchung: Er vermutet, dass die Standardisierung im Deutschen und im Niederländischen die Deflexionstendenzen, die es im Mittelhochdeutschen und -niederländischen gab, zum Teil aufgehalten hat. In Sprachen wie dem Englischen ist das nicht geschehen, weil das Kasussystem bei einsetzender Standardisierung bereits größtenteils abgebaut war. Mithilfe diachroner und synchroner Korpora des Deutschen und Niederländischen zeigt SCOTT empirisch überzeugend und theoretisch fundiert, dass ein solcher Zusammenhang zwischen Standardisierung und Morphosyntax tatsächlich sehr plausibel ist. Er zeichnet dazu die diachrone Entwicklung der verschiedenen Genitive nach (das heißt der nominal, verbal, adjektivisch und präpositional regierten), analysiert den heutigen Stand und vergleicht die Ergebnisse mit dem zeitlichen Ablauf der Standardisierung und Kodifizierung in beiden Sprachen.

Nachdem im ersten Kapitel kurz die Fragestellung und Zielsetzung der Arbeit entwickelt wird, behandelt das zweite Kapitel verschiedene Aspekte morphosyntaktischen Wandels. An dieser Stelle werden unmittelbar relevante Termini wie Kasus, Kasusmarker, Genus, Numerus, Kongruenz, Drift und Deflexion kurz, aber angemessen eingeführt. Im dritten Kapitel stellt SCOTT die sprachübergreifenden Charakteristika des Genitivs vor und skizziert die Entwicklung dieses Kasus in verschiedenen Sprachen. Hier werden auch die konkurrierenden Konstruktionen vorgestellt – für den adnominalen Genitiv im Deutschen beispielsweise die *von*-Konstruktion (*das Haus eines Freundes* vs. *das Haus von einem Freund*), für den präpositional regierten Genitiv der präpositional regierte Dativ (*wegen des Angriffs* – *wegen dem Angriff*). Im folgenden vierten Kapitel wird – unter dem etwas irreführenden Titel „Data and methodology“ – zunächst der theoretische Rahmen erläutert. Grundlage ist ein gebrauchsbasierter Grammatikansatz im Sinne von LANGACKER (2000); den konkreten theoretischen Rahmen bildet die Konstruktionsgrammatik. Außerdem wird die Auswahl der Daten vorgestellt und motiviert. Sowohl für das Niederländische als auch das Deutsche verwendet SCOTT synchrone und diachrone Daten. Zum Teil handelt es sich um existierende Korpora wie das Eindhoven-Korpus oder das Dortmunder Chat-Korpus; zum Teil kompiliert SCOTT für die Untersuchung eigene Korpora wie das „Early Modern Dutch Corpus“. Um registerabhängige Variation zu erfassen, wurden synchron und diachron einerseits sowohl publizierte Literatur und Zeitungen verwendet (etwa über die „Digitale Bibliotheek voor de Nederlandse Letteren“ oder das „GerManC-Korpus“) als auch nicht zur Überlieferung geplante Egodokumente wie Briefe und Tagebücher, die vom Autor zum Teil manuell durchsucht wurden.

Synchron greift SCOTT auch auf gesprochene Korpora wie das „Corpus Gesproken Nederlands“ oder das „Berliner Wendekorpus“ zurück. All diese (digitalen) Korpora und (analogen) Textsammlungen wurden auf Vorkommen des Genitivs und seiner Konkurrenten durchsucht; die Fundstellen wurden manuell mit syntaktischen, semantischen und pragmatischen Informationen angereichert und in eine Datenbank gespeist, die Grundlage der Untersuchung ist.

Das Kernstück des Buchs bilden die folgenden Kapitel, in denen der Genitiv im Niederländischen (5.) und Deutschen (6.) diachron und synchron analysiert wird. Zunächst zum Niederländischen. Hier wurde der Genitiv bis zum 15. Jahrhundert abgebaut. Das betrifft vor allem adjektivisch und verbal regierte Genitive. Auch adnominal wird der Genitiv abgebaut: Im 15. Jahrhundert finden sich kaum noch adnominaler Genitive, die *van*-Konstruktion dominiert. Im 16. und 17. Jahrhundert liegt der Anteil adnominaler Genitive im formellen Register nur knapp unter dem der *van*-Konstruktion und bleibt bis ins 19. Jahrhundert relativ stabil. Im informellen Register zeigt sich ein Anstieg etwas später, im 17. Jahrhundert. Der adnominaler Genitiv erlebt also ein – im Vergleich mit der Entwicklung im Englischen und Schwedischen – überraschendes und plötzliches Comeback. Dieses Comeback ist interessant und korreliert mit der beginnenden Standardisierung und Kodifizierung des Niederländischen. Der adnominaler Genitiv wurde im Niederländischen also „wiederbelebt“ – allerdings zeigt SCOTT auch, wie er sich seit dem 16. Jahrhundert von einer flexiblen syntaktischen Markierung mit hoher Typenhäufigkeit zu einem syntaktisch sehr eingeschränkten Fragment entwickelt hat.

Im heutigen Niederländisch dominiert der Definitartikel *der* wie in *het sluiten der stembus-sen* ‘das Schließen der Wahlurnen’. Die Form *des* ist in solchen Genitiven ungleich seltener; man kann also mit einigem Recht von der *X-der-Y*-Konstruktion sprechen, wie SCOTT das tut. Innerhalb dieser Konstruktion überwiegen pluralische Possessoren (also *Y* in der Konstruktion); bei Singularen sind abgeleitete (semantisch meist abstrakte) Substantive dominant. Diese Konstruktion ist in Grenzen auch heute noch produktiv und überlebte den Abbau der (verbliebenen) Kasusmorphologie durch die Orthographiereform von 1947.

Für das Deutsche zeigt SCOTT eine sehr ähnliche Entwicklung: Auch hier sind zunächst adjektivisch und adverbial regierte Genitive von Abbautendenzen betroffen. Adnominal scheint sich ein Abbau hingegen nicht so leicht nachweisen zu lassen, auch wenn die *von*-Konstruktion seit dem 12. Jahrhundert belegt ist. SCOTTs kleine Untersuchung einiger polemischer Schriften LUTHERS zeigt einen absolut dominanten Genitiv im Vergleich zur *von*-Konstruktion (im Verhältnis 30:1) schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts, also einige Zeit vor Beginn der Kodifizierung des Deutschen. SCOTT vermutet daher, dass es die zur selben Zeit einsetzende Standardisierung ist, die den adnominalen Genitiv im Deutschen rettet. Interessant ist das Verhältnis zwischen adnominaler Genitiv und *von*-Konstruktion natürlich auch deswegen, weil es, wie SCOTT zeigt, eine regelrechte Tradition gibt, sich über den Ersatz des Genitivs durch *von*-Konstruktionen zu beschweren. Der früheste Beleg, den er präsentiert, stammt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts („Der Genitiv wird im Deutschen durch ‚des‘ und ‚der‘ ausgedrückt, und *von* bezeichnet den Ablativ – merkt es euch, meine Guten, ein für alle Mal“, SCHOPENHAUER 1852, 214). Zumindest im formellen Register ist der adnominaler Genitiv aber bis heute stabil geblieben; für jede *von*-Konstruktion in Spiegel-Online-Texten von 2004/2005 findet SCOTT neun adnominaler Genitive. Besonders für die gesprochene Sprache ist häufig vermutet worden, dass die Verhältnisse hier umgekehrt liegen, dass also die *von*-Konstruktion dominant ist. SCOTTs Untersuchung belegt, dass der Anteil der *von*-Konstruktion in informeller gesprochener Sprache tatsächlich höher ist als in formeller geschriebener Sprache; überraschenderweise dominiert aber auch hier der adnominaler Genitiv deutlich (im Verhältnis von 3:1). Dass Genitive in gesprochener Sprache (wie übrigens auch in Chat-Kommunikation) absolut seltener sind als in formeller Schriftsprache, ist hingegen nicht überraschend; ausgebaute, also attributiv erweiterte Nominalgruppen sind geradezu ein Charakteristikum literarer (im Gegensatz zu oratorischer) Sprache (vergleiche MAAS 2010, 106).

Im Zusammenhang mit der Untersuchung der pränominalen possessiven *-s*-Konstruktion (zum Beispiel *Vaters Auto*) stößt SCOTT auf eine sehr interessante Erweiterung dieser Konstruktion durch Possessiva (*mein Vaters Auto*, *meine Elterns SIM-Karte*). Allein für die Kombination des Possessivums *mein* mit Verwandtschaftsbezeichnung + *-s* findet er durch eine (manuell überprüfte)



Google-Suche über 5.000 einschlägige Treffer. Es handelt sich hier also um eine Konstruktion, die nicht nur vereinzelt vorkommt. Ob sie tatsächlich „frequently and regularly“ auftritt, wie SCOTT (S. 291) schreibt, sei dahingestellt – dazu müsste man wissen, wie umfangreich das untersuchte Korpus ist (also alle Internetseiten mit de-Domain, die bei Google indiziert sind) und wie häufig konkurrierende Konstruktionen sind. Die interessante Frage ist, ob es eine Art „Grammatikalitätsschwelle“ von Konstruktionen in Korpora gibt (vergleiche auch FEATHERSTON 2005), und wenn ja, wie sie operationalisiert werden kann. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht SCOTTS Anliegen, und sicher auch nicht seine Aufgabe; er selbst beschreibt die Konstruktion vorsichtig als semi-grammatisch (S. 291). Je häufiger aber solche Internetrecherchen in der Linguistik herangezogen werden, um für oder gegen die eine oder andere Konstruktion zu argumentieren, desto wichtiger wird eine Diskussion über mögliche Kriterien. In einem ersten Schritt scheint es aus Gründen der Reproduzierbarkeit unumgänglich, statt Suchmaschinen linguistische Korpora zu verwenden, die Momentaufnahmen des Internets abbilden – so wie etwa das 9,1 Milliarden Token umfassende Korpus DECOW12 (SCHÄFER / BILDHAUER 2012).

Im folgenden siebten Kapitel fasst SCOTT die vorgestellten Daten noch einmal zusammen und interpretiert sie in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Kodifizierung und morphosyntaktischem Wandel. Er beantwortet seine Ausgangsfrage positiv: Die Kodifizierung kann morphosyntaktischen Wandel beeinflussen, kann ihn annähernd stoppen (wie im Deutschen) oder zumindest verlangsamen (wie im Niederländischen). Das achte und letzte Kapitel schließlich präsentiert praktische und theoretisch-methodische Implikationen der Arbeit und spricht offene Fragen an.

Insgesamt legt SCOTT eine detailreiche und sowohl theoretisch als auch empirisch souveräne Arbeit vor, die eine Forschungslücke schließt (es gab vor dieser keine vergleichbare, empirisch fundierte Arbeit zum deutschen Genitiv) und gleichzeitig eine Fülle neuer Fragen ermöglicht. Eine solche Frage ist aus meiner Sicht: Wenn die Kodifizierung dem adnominalen Genitiv im Niederländischen zu einer Renaissance verholfen hat, warum ist er dann nicht wie im Deutschen bis heute stabil, sondern im 20. Jahrhundert ausgestorben? Könnte dieser Unterschied mit dem unterschiedlichen „Abstand“ der Standardsprachen Deutsch und Niederländisch zu ihren jeweiligen Dialekten zu tun haben? Das geschriebene Standarddeutsch war schließlich durch seine Ausgleichsfunktion, die große Dialekträume überbrücken musste, für viele Sprecher ohnehin als Konstrukt erkennbar. Ihre primär erworbene Erstsprache waren die jeweiligen Dialekte (zur Entwicklung von Standardsprachen vergleiche WEISS 2005). Sie könnten deswegen Konstruktionen, die nicht in dieser Erstsprache vorkamen, eher toleriert haben als niederländische Sprecher, deren Standardvarietät aufgrund des geringeren Abstands eher als „bloße“ Verschriftung ihres jeweils gesprochenen Dialekts oder Regiolekts wirken konnte, und deswegen unmittelbarer dem Einfluss der gesprochenen Sprache unterlag. Zum Zeitpunkt, als das Standarddeutsche selbst für die meisten Sprecher die primär erworbene Erstsprache wurde, also im 20. Jahrhundert, war der Genitiv hinreichend ausgebaut und stabil, um auch im Gesprochenen dominant zu sein.

## LITERATUR

- FEATHERSTON, SAM (2005): The Decathlon Model of empirical syntax. In: REIS, MARGA / STEPHAN KEPSER (eds.): *Linguistic Evidence: Empirical, Theoretical, and Computational Perspectives*. Berlin: Mouton de Gruyter, 187–208.
- LANGACKER, RONALD W. (2000): A dynamic usage-based model. In: BARLOW, MICHAEL / SUZANNE KEMMER (eds.): *Usage-based Models of Language*. Stanford, CA: CSLI Publications, 1–63.
- MAAS, UTZ (2010): Literat und orat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache. In: MAAS, UTZ (Hg.): *Orat und Literat (Grazer linguistische Studien. 73)*, 21–150.
- SCHÄFER, ROLAND / FELIX BILDHAUER (2012): Building large corpora from the web using a new efficient tool chain. In: *Proceedings of the Eighth International Conference on Language Resources and Evaluation*, 486–493.

SCHOPENHAUER, ARTHUR (2010 [1852]): *Senilia. Gedanken im Alter*. Herausgegeben von FRANCO VOLPI und ERNST ZIEGLER. München: C.H. Beck.

WEISS, HELMUT (2005): *Von den vier Lebensaltern einer Standardsprache. Zur Rolle von Spracherwerb und Medialität*. In: *Deutsche Sprache* 33 (4), 289–307.

Oldenburg

KRISTIAN BERG

KLAUS-PETER WEGERA / SANDRA WALDENBERGER (2012): *Deutsch diachron. Eine Einführung in den Sprachwandel des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt Verlag. 326 S. (Grundlagen der Germanistik. 52). € 19,95

An neuen Einführungen in die Sprachgeschichte des Deutschen mangelt es seit der Einführung der B.A.-Studiengänge nicht, wohl aber an einer Einführung, in der die sprachliche Entwicklung des Deutschen im Rahmen grundlegender und allgemeiner Prinzipien des Sprachwandels dargestellt wird. Natürlich finden sich mittlerweile auch in neueren „klassischen“ Sprachgeschichtseinführungen Ansätze zu einer eher epochenübergreifenden und sprachebenenbezogenen Darstellung der sprachlichen Veränderungen, die dann neben die meist epochenbezogene Behandlung außersprachlicher Einflüsse auf die Sprachgeschichte tritt (man vergleiche hier etwa die „Einführung in die deutsche Sprachgeschichte“ von HANS ULRICH SCHMID 2009). Ansonsten ist die Darstellung des innersprachlichen Wandels allerdings meist auf eine epochenbezogene und dadurch weitgehend isolierte und deskriptive Behandlung einzelner systematischer Veränderungen beschränkt. Auf der anderen Seite hat aber auch die rege Sprachwandelforschung selbst in jüngerer Zeit Einführungen zum Deutschen hervorgebracht, die durch die epochenübergreifende, phänomen- und sprachebenenbezogene Darstellung des Sprachwandels einen besseren Überblick über Zusammenhänge erkennen lässt. Eine solche Darstellung der Sprachgeschichte impliziert einen Blickwinkel auf die Veränderungen, der insbesondere die größeren typologischen Zusammenhänge des Wandels hervortreten lässt und damit auch Erklärungen (anstatt bloßer Beschreibung) ermöglicht. Hier ist vor allem die Einführung in die „Historische Sprachwissenschaft des Deutschen“ von NÜBLING et al. (2006) zu nennen, deren Autorinnen sich im Vorwort explizit gegenüber epochenbezogenen Darstellungen abgrenzen und auf die WEGERA / WALDENBERGER häufiger Bezug nehmen.

WEGERA / WALDENBERGER streben nun einen breiten Überblick über verschiedene Forschungsansätze an, was sich insbesondere in den einleitenden Kapiteln zu verschiedenen Sprachwandelmodellen bemerkbar macht. Sie bieten damit auch für den Einsteiger einen guten Überblick und Grundlageninformationen, wobei sich Literaturhinweise auch zur weiterführenden Lektüre direkt nach den jeweiligen Kapiteln finden und das Werk so auch für den fortgeschrittenen Leser hilfreich sein kann.

Natürlich ist eine quellenbezogene Herangehensweise in fast allen Sprachgeschichten beabsichtigt, sie ist bislang aber – freilich zum Teil auch aus Mangel geeigneter historischer Korpora – nicht in dem Maße konsequent und korpusbasiert umgesetzt worden, wie hier (an der Erstellung eines geeigneten Korpus für das Mittelhochdeutsche hat WEGERA selbst bekanntlich im Rahmen der Neubearbeitung der „Mittelhochdeutschen Grammatik“ maßgeblichen Anteil gehabt, vergleiche hierzu weitere Hinweise im Vorwort, S. 7). Viele der behandelten Phänomene können so nicht nur anhand authentischer Beispiele illustriert, sondern auch durch detaillierte quantitative Aussagen etwa hinsichtlich der Chronologie ihrer Durchsetzung, ihrer geographischen Verbreitung oder dem Ausmaß davon betroffener Bereiche der Grammatik und des Wortschatzes konkretisiert werden. Damit versuchen die Autoren, eine Brücke zwischen den forschungsbezogenen Spezialabhandlungen und den oft notwendigerweise stark pauschalisierenden und vereinfachenden Einführungen zu schlagen.

Bevor hierzu der Sprachwandel auf verschiedenen sprachlichen Beschreibungsebenen (Schrift, Laut, Morpho-Syntax, Lexik), denen jeweils ein eigenes Kapitel gewidmet ist, abgehandelt wird, führen die Autoren den Leser in zwei einleitenden Übersichts kapiteln an die allgemeinen Grundlagen des Sprachwandels heran. Im kurzen Kapitel 1 wird ausreichend knapp über allgemeine

Grundlagen der chronologischen und diatopischen Gliederung des Deutschen informiert, bevor die Autoren ausführlicher zu allgemeinen Prinzipien des Sprachwandels (Kap. 2) übergehen. Hier überzeugen besonders die Ausführungen zu den theoretischen Modellen der Sprachwandel-forschung, in denen das Phänomen des Sprachwandels eingehend unter sozialem, kognitivem, biologisch-physiologischem und innovativ-kreativem Aspekt betrachtet wird. Darüber hinaus werden verschiedene Formen des Sprachwandels (qualitativer, quantitativer und relationaler sowie typologischer Wandel) erörtert sowie verschiedene Erklärungsansätze und -modelle diskutiert. Die Darstellung hält hier die Waage zwischen exhaustiver Breite und notwendiger Verknappung und Pointierung, so dass das breite Panorama an Erklärungsansätzen auf hervorragende Weise zum Einstieg zusammengefasst und gebündelt wird.

Die Beschreibungsebenen des Wandels beginnen dann in Kapitel 3 mit einer Übersicht über Wandlerscheinungen auf der (für alle historischen Beschreibungen grundlegenden) Ebene der Schrift. Behandelt werden hier die Veränderungen von Schrifttypen und ganzen (ortho)graphischen Systemen – ein Bereich, der besonders wichtig ist, der aber in nur wenigen Sprachgeschichten entsprechend ausführlich gewürdigt wird.

Bekanntes erwartet man im Kapitel 4 über den Lautwandel, ein bereits lange und gut erforschter Bereich, der auch in klassischen sprachgeschichtlichen Darstellungen (und meist auch in der akademischen Lehre) traditionell einen breiten Raum einnimmt. Hier werden alle relevanten systematischen Veränderungen abgehandelt, wobei insbesondere der Ansatz, Lautwandel hier vor allem durch die Klammer stetiger Assimilationsprozesse zu fassen (und zum Teil auch zu erklären) sofort einleuchtet. Ein Ansatz, der auch für künftige Sprachgeschichtsdarstellungen Vorbildcharakter haben könnte und sollte. Dass ergänzend hier auch silbenphonetische Prozesse zur Sprache kommen, erweitert den explanatorischen Wert der Darstellung, da dies bislang nur in wenigen einschlägigen Darstellungen (vor allem eben NÜBLING et al. 2006) ausführlicher thematisiert wurde. Allerdings muss hier auch angemerkt werden, dass dies seinen Grund nicht zuletzt auch darin hat, dass bislang noch nicht ausreichend geklärt ist, in welchem Ausmaß dieser Erklärungsansatz zu einer tragenden Wandeltheorie taugt. Denn anders als beim reinen Lautwandel, wo WEGERA / WALDENBERGER zu Recht stets relativierend auf unterschiedliche und von der neuhochdeutschen Schrift- bzw. Standardsprache abweichende Entwicklungen hinweisen, bleibt die Betrachtung der diatopischen (und diastratischen) Variation des Deutschen bei den Aussagen zum silbenphonologischen Wandel stets außen vor.

Der plakative Entwurf eines typologischen Wandels des Deutschen von einer „ahd. Silben-“ zu einer „nhd. Wortsprache“ (NÜBLING et al. 2006, 22), die in ihren Grundzügen auch von WEGERA / WALDENBERGER übernommen wird (Kap. 4.1), greift deshalb meines Erachtens zu kurz, weil er weder der diatopischen (und diastratischen) Vielfalt des sogenannten „Althochdeutschen“ noch der des sogenannten „Neuhochdeutschen“ gerecht wird. Bekanntlich führt aber kein direkter Weg von den historisch überlieferten, insbesondere frühen althochdeutschen Sprachformen (die allesamt Verschriftungen unterschiedlich regionaler, gesprochener Varietäten sind) zur neuhochdeutschen Schriftsprache. Die direkten Fortläufer finden sich höchstens in rezenten Dialekten oder in diatopisch und diastratisch variierenden Umgangssprachen, mit denen überhaupt Vergleiche angestellt werden könnten.<sup>1</sup> Solange nicht auch dieser Aspekt mittels geeigneter, differenzierter Korpora untersucht ist, bleiben die Aussagen hier zu pauschal und methodisch fraglich und auch die (zugegebenermaßen reizvolle, aber auch ideologische) Vorstellung einer steten Entwicklung zur „besseren“ Silbe muss als vorläufig betrachtet werden.

WEGERA / WALDENBERGER sind sich dieses Problems bewusst und weisen darauf hin (S. 121), wodurch ihre Einführung dem Anfänger auch Einblicke in verschiedene Forschungsansätze, ihre gegenwärtige Diskussion und aktuelle Forschungsrichtungen bietet.

Nach einer kurzen Übersicht über grundlegende Termini der typologischen Unterscheidung von Sprachen wie „synthetisch“ („flektierend“, „agglutinierend“, „inkorporierend“), „analytisch“

<sup>1</sup> Vergleiche hierzu ausführlicher ELSPASS (2012, 213–220) mit explizitem Bezug auf den silbenphonologischen Ansatz im Rahmen eines breiter angelegten Beitrags zur Rolle historischer Korpora bei der Erklärung des Sprachwandels.

und „isolierend“, wird der morpho-syntaktische Wandel der Substantive und der Nominalphrase sowie der Verben und Verbkomplexe in Kapitel 5 („Umbau des grammatischen Systems“) behandelt. Die detaillierte Beschreibung der Kasusnivellierung und Numerusprofilierung beim Umbau der Substantivdeklinations anhand der wichtigsten Flexionstypen und der Tempusprofilierung bei den starken Verben ist hier erfreulich ausführlich und trotzdem kompakt und immer verständlich. Daneben werden noch für das Neuhochdeutsche wichtige Aspekte der Entwicklung in der Nominalphrase (zum Beispiel die Entstehung des Artikels aus dem Demonstrativpronomen, Klitierungen am Beispiel der Präpositionen, die Flexions- und Stellungsregularitäten bei den Attributen) sowie des Verbalkomplexes (Ausbau analytischer Verbformen und damit einhergehender Herausbildung der Verbalklammer) ausführlicher besprochen.

Positiv ist hier die direkte Bezugnahme auf konkrete Quellen, wenn etwa die besprochenen Grammatikalisierungsmuster anhand authentischer Textpassagen illustriert werden. Bei der Herausbildung des Artikels durch Grammatikalisierung des althochdeutschen Demonstrativpronomens ist meines Erachtens nicht ganz plausibel, was im Text (S. 152–153, mit Abbildungen aus der St. Galler lateinisch-althochdeutschen Tatianbilingue illustriert) behauptet wird, denn es ist keineswegs ausgemacht, dass im zitierten Beispiel tatsächlich bereits eine geschwächte deiktische und demonstrative Funktion erkennbar ist. Nur weil „explizites sprachliches Zeigen nicht mehr notwendig ist“ (S. 153), muss das nicht heißen, dass es nicht trotzdem praktiziert wurde. Dies sind aber alles Probleme, die nicht den Autoren angelastet werden können, sondern in der Natur der Sache liegen. Aus didaktischen Gründen ist hier eventuell der beschrittene Weg der (auch verkürzenden) Illustration plausibel. Wie schwierig es sein kann, solche Behauptungen aber durch echte und eindeutige Belege zu stützen, zeigen insbesondere FLEISCHER / SCHALLERT (2011) in einer Vielzahl an Phänomenen (bei der Herausbildung des Artikels genauso wie zum Beispiel auch an der Herausbildung des obligatorischen Subjektpronomens, bei dessen Behandlung in der hier vorliegenden Einführung [S. 196–197] auch der meines Erachtens wichtige explizite Literaturhinweis zu FLEISCHER / SCHALLERT fehlt).

Am Ende von Kapitel 5 findet sich auch noch ein knapper (S. 197–207) aber wichtiger Abschnitt zum Wandel der Verbstellung und der Herausbildung verschiedener Stellungstypen zum Neuhochdeutschen, in dem auch die Entstehung unterordnender Konjunktionen ihren Platz gefunden hat. Die Quellennähe, mit der auch hier das Thema behandelt wird, ist besonders wichtig, weil die Frage der Problematik der Quellen in der historischen Syntaxforschung gerade in Einführungen meist vernachlässigt wird. Allzu pauschalisierende Aussagen über Gesamtentwicklungen werden hier bereits zu Beginn des Abschnitts in einem Hinweis (S. 198) auf die bei FLEISCHER (2006) ausführliche Quellenkritik relativiert.

Das abschließende umfangreiche Kapitel 6 ist der Veränderung des Wortschatzes unter quantitativem und qualitativem (semantischen) Aspekt gewidmet. Neben dem allgemeinen Bedeutungswandel (Kap. 6.6), bei dem neben der Metaphorisierung auch die forschungsgeschichtlich bislang eher vernachlässigte Metonymisierung hervorgehoben wird (S. 250), behandeln die Autoren bei der Beschreibung der Wortschatzerweiterung selbstverständlich auch Entlehnungserscheinungen. Hier ist der Verzicht auf die Unterscheidung zwischen „Fremd“- und „Lehnwörtern“ (die sich leider in vielen Einführungen noch großer Beliebtheit erfreut) und deren Ersatz durch das Konzept einer nach unterschiedlichen Beschreibungsebenen differenzierbaren „Integration“ in den deutschen Wortschatz besonders erfreulich. Im Kapitel 6.5 zur Entwicklung der Wortbildung und der Wortbildungsmittel wird die Entwicklung wichtiger Affixe dargestellt, es fehlt aber leider ein gesonderter Abschnitt über die Rolle des Ablauts.

Man merkt es der Einführung an, dass sie ihren festen Sitz in der Praxis der universitären Lehre hat und das möchte ich als einen besonders positiven Aspekt dieses Buches hervorheben. Im Ganzen handelt es sich um eine Einführung, die behutsam sehr viele Klischees und alte Vorstellungen der Disziplin korrigiert und eine neue instruktive Form der Darstellung gefunden hat, in der Zusammenhänge und Erklärungen zu den sprachlichen Entwicklungsphänomenen

plausibel gemacht anstatt nur aufzählend beschrieben werden. Die (wirklich wenigen) kleineren Versehen,<sup>2</sup> die mir aufgefallen sind, trüben dieses positive Bild in keiner Weise.

## LITERATUR

- ELSPASS, STEPHAN (2012): Wohin steuern Korpora die Historische Sprachwissenschaft? Überlegungen am Beispiel des ‚Neuhochdeutschen‘. In: MAITZ, PÉTER (Hg.): Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate. Berlin/Boston: De Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 110), 201–225.
- FLEISCHER, JÜRIG (2006): Zur Methodologie althochdeutscher Syntaxforschung. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 128, 25–169.
- FLEISCHER, JÜRIG / OLIVER SCHALLERT (2011): Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr.
- KLEIN, THOMAS / HANS-JOACHIM SOLMS / KLAUS-PETER WEGERA (2009): Mittelhochdeutsche Grammatik. Teil III: Wortbildung. Erarbeitet von BIRGIT HERBERS, THOMAS KLEIN, ALETTA LEIPOLD u. a. Tübingen: Niemeyer.
- NÜBLING, DAMARIS / ANTJE DAMMEL / JANET DUKE / RENATA SZCZEPANIAK (2006): Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels. Tübingen: Narr.
- SCHMID, HANS ULRICH (2009): Einführung in die deutsche Sprachgeschichte. Stuttgart: Metzler.

Augsburg

OLIVER ERNST

ALEXANDER ZIEM / ALEXANDER LASCH (2013): Konstruktionsgrammatik. Konzepte und Grundlagen gebrauchsbasierter Ansätze. Berlin/Boston: De Gruyter. XII, 232 S. (Germanistische Arbeitshefte. 44). € 24,95

Die Konstruktionsgrammatik (CxG) als Teil der Kognitiv-Funktionalen Linguistik hat sich seit GOLDBERGS (1995) Referenzwerk als Alternative zu bestehenden – eher formal und generativ ausgerichteten – Grammatiktheorien in der Forschungslandschaft, mithin in der Germanistik, etabliert. „Hinter“ den forschungsleitenden Interessen und Annahmen der CxG haben sich seitdem besonders Valenzgrammatiker/-innen (zum Beispiel WELKE 2011), Korpuslinguist/-inn/-en (zum Beispiel GRIES 2003) und Spracherwerbsforscher/-innen (zum Beispiel BEHRENS 2009) versammelt, denen die CxG (mehr oder weniger in Ablehnung der CHOMSKY’schen Linguistik) die Möglichkeit zur Formulierung und Modellierung ihrer Forschungsfragen bzw. -ergebnisse bietet. Dem wachsenden Interesse und der zunehmenden Sichtbarkeit der CxG in der Germanistik tragen ALEXANDER ZIEM und ALEXANDER LASCH nun Rechnung, indem sie erstmals „einer breiten Fachöffentlichkeit wie auch fortgeschrittenen Studierenden in knapper Form einen Überblick

<sup>2</sup> Für wünschenswerte, künftige Auflagen, seien hier einige kurz zur Korrektur vermerkt: Auf Seite 185 etwa wird *mögen* – *mochte* unter den neuhochdeutschen Verben mit erhaltenem „Rückumlaut“ aufgeführt. Auf Seite 86, vorletzte Zeile, findet sich zweimal <schm>, es fehlt <schw>. Auf Seite 112 ist *spil* ein Beispiel für analoge Dehnung (zum G.D.Sg. *spiles*, *spile*, wie es S. 113 auch bei *tag*, *tages* erklärt wird) und eben nicht für die hier angesprochene und ohnehin problematische „Einsilberdehnung“ (das Gleiche lässt sich auch für das hier angeführte *vil* behaupten, nur dass hier die Dehnung wohl später eingetreten ist, nachdem *vil* zum Neuhochdeutschen hin wie ein Adjektiv flektiert wird und damit zweisilbige Formen im Paradigma aufweist). Auf Seite 126 erschließt sich mir die Angabe der Form *niuwes* (GEN.SG.N.) im Merkvers *mîn niuwez hûs* nicht. Auf Seite 134 fehlt bei der Palatalisierung im Text der Hinweis auf die Position im Anlaut vor Konsonant (statt nur „vor Kons.“).

über wichtige konstruktionsgrammatische Ansätze, Konzepte und Anwendungsbereiche“ anbieten, die zudem „Anschluss an einschlägige Forschungsansätze in der germanistischen Linguistik [...] suchen.“ (S. 3). Darüber hinaus soll der Band sich des Desiderats annehmen, „Konstruktionsbedeutungen in Ergänzung zu framesemantischen Zugängen“ zu beschreiben und analysieren.

Der Band ist in sechs Teile und insgesamt 17 Kapitel gegliedert. Teil I mit Kapitel 2 klärt den Grammatik- und Konstruktionsbegriff. Grammatik wird in Abgrenzung von generativen Grammatiktheorien als reales (vs. ideales), mentales (vs. behaviorales), aber auch als soziales (vs. individuelles) Phänomen begriffen, wobei „sprachliche Strukturen [...] als emergente Strukturen, die aus dem Sprachgebrauch und der kommunikativen Praxis entstehen“, betrachtet werden, deren Erwerb und Beherrschung auf allgemein- und sozio-kognitiven Fähigkeiten beruhen (S. 8–9). Im Anschluss werden verschiedene bisher vorgelegte Definitionen und Verwendungen von „Konstruktion“ als „Form–Bedeutungspaar“ und ihre Implikationen diskutiert, so zum Beispiel die schwache oder Nicht-Kompositionalität dieses Paares, sein konventioneller Charakter, die Abstraktheit/Schematizität von Konstruktionen, ihre Abhängigkeit von Frequenz bzw. Verfestigung („entrenchment“), ihr Status als „psychologisch realistisches Format“ (S. 26) und ihre konstitutive Rolle für das Lexikon. Außerdem werden Anknüpfungspunkte von Konstruktionsgrammatik und Valenzgrammatik in Anschluss an WELKES Arbeiten aufgezeigt.

Teil II stellt verschiedene Konstruktionsgrammatiken und deren Methoden vor. Kapitel 3 versucht aber zunächst eine wissenschaftshistorische Einordnung des Konstruktionsbegriffs und der Idee einer Konstruktionsgrammatik. Obwohl der Terminus „Konstruktion“ nicht neu ist, hat er erst in der CxG den Status einer Beschreibungskategorie erster Ordnung erhalten und ist in ein wissenschaftliches Programm (Kognitiv-Funktionale Linguistik) eingebettet worden. Die Konstruktionsgrammatik ist als Alternative zu generativen Theorien entstanden, die nie Interesse an „peripheren“, aber allgegenwärtigen Phänomenen wie Idiomen gehabt haben. Solche Phänomene wurden aber durch FILLMORE (und Kollegen; zum Beispiel FILLMORE / KAY / O’CONNOR 1988) zum primären Forschungsgegenstand gemacht und haben so den Konstruktionsbegriff geradezu erzwungen. Die Konstruktionisten haben sich aber schon früh in zwei Strömungen aufgeteilt: eine kognitiv-gebrauchsbasierte und eine unifiktionsbasierte, die auf Formalisierung setzt. Die Darstellung und Abgrenzung der Strömungen und ihrer Vertreter ist Gegenstand der Kapitel 4 und 5. LANGACKERS *Cognitive Grammar* (CG), CROFTS *Radical Construction Grammar* (RCxG) (vgl. CROFT 2001) sowie LAKOFFS und GOLDBERGS *Cognitive Construction Grammar* (CCxG) werden der ersten Strömung zugerechnet, das heißt, sie richten sich am Sprachgebrauch aus, postulieren die kognitive Realität von Konstruktionen und verzichten eher auf die Formalisierung von Konstruktionen. Umgekehrt setzen die Vertreter der zweiten Strömung, die *Berkeley Construction Grammar* (BCxG; FILLMORE und KAY), *Sign-Based Construction Grammar* (SBCxG; SAG, KAY, MICHAELIS und andere), *Fluid Construction Grammar* (FCxG; STEELS und andere) und *Embodied Construction Grammar* (ECxG; BERGEN und CHANG) hauptsächlich auf Formalisierbarkeit, aber nur die FCxG und die ECxG orientieren sich auch am Sprachgebrauch und reklamieren psychologische Plausibilität für ihre Theorien. Die Abgrenzung der einzelnen Ansätze innerhalb der beiden Strömungen erfolgt sehr übersichtlich anhand ihrer zeichentheoretischen Voraussetzungen, ihres Gegenstandsbereichs samt Erkenntnisinteresse sowie der angewendeten Methoden. Die CCxG und CG unterscheiden sich dabei nur im Detail und hauptsächlich im Konstruktionsbegriff (nicht-kompositionell vs. kompositionell). Diese beiden Theorien unterscheiden sich von der RCxG wiederum darin, dass Letztere viel stärker typologische Variation in den Blick nimmt, formseitig strenger („radikal“) klassifiziert und stärker auf die distributionelle Analyse setzt als auf Intuitionen. Die „formale“ Strömung formalisiert Konstruktionen, um sie zu implementieren (ECxG, FCxG) oder aus grammatiktheoretischen Präzisionserwägungen (BCxG, SBCxG). Sie bedient sich weitgehend eines HPSG-Formalismus und ist unifiktionsbasiert. Am Ende des Kapitels folgt eine Überblicksdarstellung über zentrale Charakteristika der einzelnen Ansätze sowie über ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

Kapitel 6 behandelt das konstruktionsgrammatische Methodeninventar. Dazu gehören introspektiv-interpretative, quantitative und qualitative korpuslinguistische und experimentelle

Zugänge. Hier werden der Nutzen, die Möglichkeiten und die Grenzen jeder Methode konzise dargestellt.

Teil III wendet sich nun – wieder allgemeiner – den Prinzipien (Kapitel 7), „Basiskonzepten“ (Kapitel 8) und Beschreibungsmitteln (Kapitel 9) zu, die der kognitiv-gebrauchsbasierten Strömung gemeinsam sind (und nur zum Teil auch den formalen Ansätzen). Aus dem gebrauchsbasierten Forschungsprogramm leiten die Verfasser „fünf K-Prinzipien“ der Konstruktionsgrammatik (und der Kognitiv-Funktionalen Linguistik insgesamt) ab und betten sie in eine eigene Konstruktionsdefinition ein. Danach sind

Konstruktionen [...] (a) nicht-kompositionelle und konventionalisierte Form-Bedeutungspaare, die (b) kognitiv einen gestalthaften Charakter haben, gleichwohl aber (c) konstruierte Einheiten und als solche (d) konzeptueller Natur sind, insofern sie sich (e) kontextgebunden im Sprachgebrauch herausbilden und verändern. (S. 77; meine Hervorhebungen, S. K.)

Prinzip (a) besagt, dass die Bedeutung von Konstruktionen nicht aus den Einzelbedeutungen seiner isolierten Bestandteile vorhergesagt werden kann und daher konventionell sein muss. Damit kommt Konstruktionen ein ähnlicher Status wie Lexemen zu: Sie müssen als Konstruktionen im Lexikon gespeichert sein. Um Teil des Sprachwissens von Sprachnutzern zu sein, müssen sie zudem kognitiv „repräsentiert“ sein (Prinzip [b]). Konstruiert sind Konstruktionen zunächst in dem Sinne, dass sie nicht aus atomaren Bestandteilen bestehen, sondern zusammengesetzt sind, und zum anderen in dem Sinne, dass sie sich ontogenetisch in einem „schemageleiteten, konstruktiven Prozess herausbilden.“ (S. 85; Prinzip [c]). Prinzip (d) betrifft den ontologischen Status von Konstruktionen und besagt, dass sprachliches Wissen wie auch andere Arten des Wissens ausschließlich konzeptueller Art ist. Prinzip (e) besagt schließlich, dass konventionalisiertes Wissen von kontextuellem Wissen (das heißt Weltwissen) und von außersprachlichen Zusammenhängen abstrahiert ist, in denen Sprache gebraucht wird.

Als „Basiskonzept“ der CxG wird in Kapitel 8 zunächst das „Lexikon-Grammatik-Kontinuum“ vorgestellt. Das Argument, wonach Lexikon und Grammatik nicht kategorial geschieden werden können, folgt aus den oben genannten Prinzipien (a)–(c) und richtet sich direkt gegen (generative) Komponentenmodelle. Im sogenannten „Konstruktikon“, einem weiteren Basiskonzept, existieren zudem alle Konstruktionen (mit verschiedenen Abstraktionsgraden) als Netzwerk. Zwischen Konstruktionen bestehen verschiedene Arten von Relationen wie Polysemie, Teil–Ganzes oder metaphorische Erweiterung. Das letzte Basiskonzept ist das „gebrauchsbasierte Modell“, anhand dessen nun die kognitive Verfestigung von Konstruktionen im Konstruktikon anhand ihrer Type- und Token-Frequenz bemessen werden kann und mit dem Wandel und Variation mittels „type-“ und „token-entrenchment“ erklärt werden kann.

Das längste Kapitel des Buches, Kapitel 9, möchte das angesprochene Desiderat beheben, nämlich ein möglichst umfassendes Beschreibungsmittel für Konstruktionen und ihre Bedeutungen entwickeln. Dafür zeigen ZIEM und LASCH zunächst sehr systematisch und behutsam, was GOLDBERGS Strukturschema für Konstruktionen deskriptiv nicht leisten kann, um dann von der RCxG die Strukturbeschreibung für Konstruktionen, von FILLMORE (bzw. „FrameNet“) den Frame-Begriff und die Frame-Elemente, und von VON POLENZ (2008) die Prädikatsklassen, semantischen Rollen, den Prädikatsrahmen und den Aussagerahmen zu übernehmen. Die Beschreibungskomponenten werden anschließend an Beispielen zu einem sehr umfangreichen, aber übersichtlichen Beschreibungsmodell für Konstruktionen integriert, das (durchaus adäquat) weitaus mehr konstruktionsinhärente Informationen enthält als bisherige Beschreibungsmittel.<sup>1</sup>

Teil IV des Buchs betrifft die Anwendungsbereiche der CxG in der germanistischen Linguistik. Kapitel 10 illustriert an exemplarischen Phänomenen, welche Erkenntnisgewinne oder fruchtbaren

<sup>1</sup> Enthüllen die Verfasser hier die eigentliche, bis zu dieser Stelle eher versteckte Agenda des Buches? Sie schreiben, dass „der vorliegende Band den Schwerpunkt auf eine konsequente Umsetzung einer ‚Inhaltsgrammatik‘ [das heißt VON POLENZ’ Langzeitprogramm – S. K.] unter konstruktionsgrammatischen Vorzeichen legt [...]“. In der Einleitung war dies so nicht zu lesen. Dieser eher überraschende Wechsel der Vorzeichen des Buches tut diesem aber keinen Abbruch.

Perspektivverschiebungen eine konstruktionsgrammatische Behandlung von syntaktischen (Partikelverben, Valenz), Sprachwandel- (Grammatikalisierung, „Emergenz“ von Konstruktionen), phraseologischen (Phraseologismen zwischen Lexikon und Grammatik), interaktionalen („emergente“ und „emergierende“ Konstruktionen) und Spracherwerbsphänomenen (item-gestützter Erwerb, Konstruktions„slots“) bringen kann. Jedes der Teilkapitel endet mit einer Übersicht zu den bisher zum Deutschen erschienenen Arbeiten.

Kapitel 11 und 12 geben Anwendungsbeispiele für eine lexikalisch-spezifische Konstruktion aus dem Spracherwerb bzw. ein Geräusch-als-Bewegung-Verb. Beide Analysen können aber letztlich nur angedeutet werden. Bezüglich des ersten Phänomens (*Leonard abgeholt*) werden kontextuelle, syntaktische und interaktionale Fragen diskutiert und anhand konstruktionsgrammatischer Konzepte beantwortet (emergente Konstruktionen, item-basierter, schemageleiteter Erwerb, kognitive Verfestigung). Die zweite Kurzanalyse erfolgt korpusbasiert zu Konstruktionen mit *rumpeln*. Hier werden Korpusbelege gesichtet, diese form- und bedeutungsseitig klassifiziert und problematische (das heißt eher randständige) Fälle diskutiert. In beiden Anwendungsbeispielen versuchen die Verfasser, ihr selbst entwickeltes Beschreibungsinstrumentarium (Kapitel 9) anzuwenden, um die Fragestellung zu präzisieren und die Analyse voranzubringen.

Teil V enthält mit Kapitel 13 ein Fazit samt Ausblick, in dem das Buch noch einmal kurz zusammengefasst wird und in dem darauf hingewiesen wird, dass es sich bei der Verarbeitung der VON POLENZ'schen Semantik und bei den fünf K-Prinzipien nicht um Handbuchwissen, sondern um Zutaten der Verfasser handelt. Sie äußern die Hoffnung einer fruchtbaren Vernetzung der linguistischen Teildisziplinen und darauf, dass die Kluft zwischen verschiedenen Grammatiktheorien in Zukunft geschlossen werden kann. Auch versäumen ZIEM und LASCH nicht, auf Probleme des Kognitiv-funktionalen Programms und mithin der CxG hinzuweisen, wenn sie beispielsweise die (nicht ganz neue) Diagnose für berechtigt halten, dass die CxG „hinsichtlich sozialer und kultureller Aspekte wenn nicht blind, dann zumindest desinteressiert“ (S. 191) ist, was sich beispielsweise im ungeklärten Koventionalitätsbegriff zeigt.

In den Kapiteln 14 bis 17 folgen ein Begriffsglossar, Lösungshinweise zu Aufgaben, die ab Kapitel 9 die Kapitelenden begleiten, ein Abkürzungs-, Abbildungs-, Tabellen- und schließlich das Literaturverzeichnis. Ein Register gibt es nicht. Jedes Kapitel endet zudem mit einer Zusammenfassung und jeweils relevanten einschlägigen Literaturhinweisen.

Insgesamt kann der eingangs formulierte Anspruch der Verfasser, eine Einführung in gebrauchsbasierte Konstruktionsgrammatiken vorzulegen, damit Leser/-innen Forschungsprobleme „selbständig [...] vertiefen“ und „produktiv weiter[...]denken“ (S. 3), als eingelöst bewertet werden. Die Darstellung ist an jeder Stelle klar und der Struktur des Buchs, einzelner Kapitel und Abschnitte ist leicht zu folgen. Wo Detailfragen offen bleiben (müssen), kann dies über die Konsultation der stets angegebenen, umfangreichen Literatur leicht behoben werden. Gerade Teil II mit seiner Typologie der CxGs und Teil IV mit den Anwendungen kann für interessierte Fachkolleg/-inn/-en hilfreich sein, während sich interessierte Studierende möglicherweise in Teil II sowie den Kapiteln 7 und 8 mit den Basisannahmen der CxG vertraut machen können. Gerade weil die Basisannahmen im Buch verteilt auftreten (Kapitel 2, 7, 8) – wahrscheinlich durch die Schwerpunktsetzung auf die gebrauchsbasierten CxGs ab Kapitel 6 bedingt – wäre aber ein Register hilfreich gewesen, um einzelne, oft wiederkehrende Konzepte und ihre Einbettung in die Theorie(n) besser nachverfolgen zu können.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Kleinere orthographische, typographische oder lexikalische Fehler sind folgende: fehlendes Spatium (S. 52, Z. 1); falsche Seitenangabe („165-163“, S. 89, „Weiterführende Literatur“); „Konstruktion“, richtig: „Konstruktionen“ (S. 112, Mitte); „Kern-Frameelemente“, richtig: „Kern-Frameelementen“ (S. 120, Mitte); „charakterize“, richtig: „characterize“ (S. 137, Zitat); „non completion“, richtig: „non-completion“, und „herable“, richtig: „hearable“ (S. 158, Zitat); „gewissens“, richtig: „gewisses“ (noch richtiger: „bestimmtes“, S. 165, Z. 3); „semantische“, richtig: „semantischen“ (S. 172, Z. 2); „Lokative“ statt „Locative“ (S. 178, Abs. 3, Z. 7 und auch sonst; VON POLENZ' Rolle heißt „Locativ“).



Den Verfassern kann die Tatsache, dass sie offensichtlich Anhänger der CxG sind, sicher nicht angekreidet werden. Andernfalls wäre die gelungene „Einladung“ zur Forschungsarbeit mit der CxG, die das Buch darstellt, auch kaum so überzeugend geworden. Dass dabei auch die Abgrenzung vom „große[n] Antipode[n]“, der „generativen Transformationsgrammatik“ (S. 33), hinsichtlich des einen oder anderen Basiskonzepts zur Orientierung hilfreich sein kann, ist ebenfalls nachvollziehbar. Weniger klärend als vielmehr symptomatisch für die oft konstatierte theoretische und praktische Inkommensurabilität der generativen und kognitivistischen Ansätze ist allerdings, dass Argumente gegen CHOMSKY'sche Annahmen auf der falschen Ebene des Forschungsprogramms vorgebracht werden. So kann man, um nur ein Beispiel zu nennen, aus dem Hinweis auf die Frequenz von idiomatischen Ausdrücken kein Argument gegen ihre Vernachlässigung in der CHOMSKY'schen Linguistik machen (S. 34), da Letztere Frequenzerwägungen programmatisch und mit Argumenten, die wiederum nicht thematisiert werden, ausschließt. Solche Abgrenzungen müssten also an grundlegenden Stellen der Forschungsprogramme getätigt werden (vergleiche KASPER 2015, 25–95), um als schlagkräftige Argumente für die CxG nutzbar gemacht werden zu können.

Umgekehrt werden verschiedene für die CxG durchaus zentrale Kategorien, die die fünf „K-Prinzipien“ betreffen, nicht ausreichend definiert. Erstens werden lediglich (extensional) Beispiele dafür genannt, was mit Kognition gemeint ist, während offen bleibt, welche Kriterien eigentlich kognitives von nicht-kognitivem menschlichen Tun unterscheiden, was durchaus relevant für den Geltungsbereich des „cognitive commitment“ (S. 9–10) sein dürfte. Zweitens wird auch nicht erklärt, was konzeptuelles Wissen ist bzw. was es von nicht-konzeptuellem Wissen unterscheidet.<sup>3</sup> Beide Definitionsfragen stellen zentrale Probleme der (Philosophie der) Psychologie (vergleiche RYLE 2009 [1949]; HARTMANN 1998) und mithin einer kognitiven Grammatiktheorie dar. Hinzu kommt die von den Verfassern erkannte „soziale Blindheit“ (vergleiche auch KASPER 2015, 40–52), die ein weiteres K-Prinzip, den Konventionsbegriff (und möglicherweise auch den Grammatikalitätsbegriff)<sup>4</sup> unterspezifiziert lassen muss.

Hier wird möglicherweise ein größeres Defizit der CxG und der Kognitiv-Funktionalen Linguistik offensichtlich: Kann eine zeichen- und individalkognitiv ausgerichtete Grammatiktheorie nicht-kognitive, soziale, das heißt überindividuelle, Sachverhalte wie im Rahmen kultureller Praxen zugeschriebene Konzepte wie Agentivität (als verantwortliches Handeln) theoretisch überhaupt einholen? Wären dafür nicht eher eine Perspektive auf handelnde und sich verhaltende Personen innerhalb von sozialen Praxen, mithin eine Handlungstheorie für kognitives und nicht-kognitives Handeln und Verhalten nötig? Auch die Kriterien für „kommunikativ erfolgreich[e]“ (S. 168) Äußerungen können im Rahmen einer zeichen- und individalkognitiv ausgerichteten Theorie letztlich nur durch einen Szientismus erkaufte werden, der Erfolg, Konventionalität, Grammatikalität und andere Konzepte zu bloß naturwüchsigen Phänomenen macht.

Ich möchte betonen, dass die vorangegangenen Kritikpunkte freilich weniger ALEXANDER ZIEM und ALEXANDER LASCH und ihrer sehr gelungenen Einführung anzulasten sind, sondern meistens eher Reflexionen der durch die Verfasser bereits erkannten Probleme sowie Hinweise auf Aufgaben der kognitiv ausgerichteten Grammatiktheorie darstellen. Einige der angesprochenen Punkte habe ich in KASPER (2014) und KASPER (2015) versucht, in einer kulturalistisch-pragmatisch ausgerichteten „Instruktionsgrammatik“ zu reflektieren und auszuarbeiten.

<sup>3</sup> Ähnlich fehlt für „Profilierung“ einerseits eine Definition, andererseits eine von linguistischer Evidenz unabhängige kognitionspsychologische Herleitung. Vielmehr wird das Konzept als bekannt und adäquat vorausgesetzt (zum Beispiel S. 113, 120).

<sup>4</sup> ZIEM und LASCH scheinen über einen Grammatikalitätsbegriff zu verfügen, da sie sich in eine (müßige) Diskussion über die Grammatikalität eines erfundenen Beispiels von STEFAN MÜLLER innerhalb der konkurrierenden HPSG einlassen (S. 146), aber er wird theoretisch nicht reflektiert.

## LITERATUR

- BEHRENS, HEIKE (2009): Konstruktionen im Spracherwerb. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 37, 427–444.
- CROFT, WILLIAM (2001): Radical Construction Grammar. Oxford: Oxford University Press.
- FILLMORE, CHARLES J. / PAUL KAY / MARY CATHERINE O'CONNOR (1988): Regularity and Idiomaticity in Grammatical Constructions. The Case of *let alone*. In: Language 64, 501–538.
- GOLDBERG, ADELE (1995): Constructions. A Construction Grammar approach to argument structure. Chicago/London: University of Chicago Press.
- GRIES, STEFAN TH. (2003): Towards a corpus-based identification of prototypical instances of constructions. In: Annual Review of Cognitive Linguistics 1, 1–27.
- HARTMANN, DIRK (1998): Philosophische Grundlagen der Psychologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- KASPER, SIMON (2014): Herleitung einer Instruktionsgrammatik. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 42 (2), 253–306.
- KASPER, SIMON (2015): Instruction Grammar. From Perception via Grammar to Action. Berlin/Boston: De Gruyter.
- POLENZ, PETER VON (2008): Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens. 3. Auflage. Berlin/New York: De Gruyter.
- RYLE, GILBERT (2009 [1949]): The concept of mind. Abingdon/New York: Routledge. [1. Auflage. London: Hutchinson]
- WELKE, KLAUS (2011): Valenzgrammatik des Deutschen. Eine Einführung. Berlin/New York: De Gruyter.

Marburg

SIMON KASPER